



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit

Neue Familie im Alter?

Eine qualitativ-netzwerkanalytische Betrachtung sozialer Beziehungen
von BewohnerInnen betreuter Senioren-Wohngemeinschaften.

Verfasserin / Verfasser

Andrea Koch (Bakk. rer. soc. oec.)

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Februar 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A066 813
Studienrichtung lt. Studienblatt: Magisterstudium Soziologie
Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Franz Kolland

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----------|
| Vorwort | 4 |
| 1 Einleitung | 5 |
| 2 Alter & Altern: Veränderungsbedingungen und -wirkungen | 10 |
| 3 Alter & Wohnen | 13 |
| 3.1 Bedeutung & Bedingungen des Alterswohnens | 14 |
| 3.2 Wohnformen im Alter | 16 |
| 3.2.1 Traditionelle Wohnformen..... | 16 |
| 3.2.2 Neue Wohnformen..... | 19 |
| 3.2.3 Umzug im Alter | 21 |
| 4 Alter & Sozialbeziehungen bzw. Netzwerke | 23 |
| 4.1 Theoretische Erklärungsansätze für Beziehungsveränderungen und -leistungen | 24 |
| 4.1.1 Sozialgerontologische Theorien..... | 24 |
| 4.1.2 Allgemeine soziologische Erklärungsansätze | 25 |
| 4.1.3 Konzept des sozialen Netzwerkes | 27 |
| 4.1.4 Konzept der sozialen Unterstützung (social-support) | 28 |
| 4.2 Veränderung und Zusammensetzung von Netzwerken im Alter | 31 |
| 4.3 Familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen im Alter | 34 |
| 4.3.1 Innerfamiliäre Solidaritätsbeziehungen und -leistungen | 35 |
| 4.3.2 Gesonderte Betrachtung einzelner Familienbeziehungen | 36 |
| 4.4 Außerfamiliäre Beziehungen | 39 |
| 5 Alter & Betreuungsbedürftigkeit | 42 |
| 5.1 Bedarf an Betreuung und Pflege | 43 |
| 5.2 Betreuungs- und Pflegeformen | 44 |
| 5.2.1 Informelle Unterstützung und Pflege | 44 |
| 5.2.2 Formelle und institutionelle Unterstützung und Pflege..... | 47 |
| 5 Die Wohngemeinschaft | 49 |
| 6.1 Begriffsbestimmung | 49 |
| 6.2 Kleine Geschichte der Wohngemeinschaft | 51 |
| 6.3 Wie „alltäglich“ sind nun Wohngemeinschaften? Realisierungsformen und Verbreitung | 52 |
| 6.3.1 Arten von Alten-Wohngemeinschaften..... | 52 |
| 6.3.2 Lage in Österreich mit Schwerpunktsetzung Wien | 59 |
| 6.4 Die betreute Wohngemeinschaft als Lösung problematischer Lebenslagen? | |
| Eine zusammenfassende Betrachtung | 62 |

| | | |
|-----------|--|------------|
| 7 | Untersuchungsanlage und Methoden | 64 |
| 7.1 | Zur Netzwerkanalyse als Untersuchungsmethode | 65 |
| 7.2 | Untersuchungskonzept und Fragestellungen | 68 |
| 7.3 | Erhebungs- und Auswertungsmethodik..... | 70 |
| 7.4 | Der Feldzugang..... | 72 |
| 7.5 | Wahl der Gesprächspartner und Interviewerfahrung..... | 74 |
| 8 | Soziale Netzwerke von BewohnerInnen betreuter Wohngemeinschaften | 77 |
| 8.1 | Bedingungen und Auswirkungen des Umzuges | 77 |
| 8.2 | Sozialbeziehungen innerhalb der WG | 82 |
| 8.2.1 | Netzwerkstrategien: Beziehungsaufbau und -erhalt..... | 82 |
| 8.2.2 | Netzwerkstrukturen und Netzwerkfähigkeit: Beziehungsgestaltung, -wahrnehmung und -leistung..... | 83 |
| 8.2.3 | Konflikthafte Beziehungen | 87 |
| | a) Konfliktgründe und -bewertung..... | 88 |
| | b) Konfliktverlauf..... | 89 |
| 8.2.4 | Der Herr im Haus | 92 |
| 8.3 | Sozialbeziehungen nach außen | 93 |
| 8.4 | Netzwerkorientierungen – eine Typenkonstruktion | 95 |
| 8.4.1 | Hohe Netzwerkorientierung | 95 |
| 8.4.2 | Geringe Netzwerkorientierung trotz hoher sozialer Einbindung..... | 97 |
| 8.4.3 | Hohe Netzwerkorientierung trotz sozialem Rückzug..... | 98 |
| 9 | Neue Familie im Alter? | 100 |
| 10 | Schlusswort | 106 |
| | Literaturverzeichnis | 110 |
| | Anhang A: Zusammenfassung | 117 |
| | Anhang B: Lebenslauf | 118 |

Abbildungen und Tabellen:

| | | |
|--------------|---|----|
| Abbildung 1: | Haushaltsformen im Alter..... | 17 |
| Tabelle 1: | Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung | 29 |
| Tabelle 2: | Überblick über betreute Seniorenwohngemeinschaften in Wien..... | 60 |

Vorwort

Das Entstehen dieser Magisterarbeit lässt sich mit der landläufig bekannten Umschreibung einer „schweren Geburt“ zusammenfassen. Durch das steigende Ausmaß meiner Berufstätigkeit (seit etwa einem Jahr bin ich vollzeitbeschäftigt), vor allem aber durch den äußerst schwierigen Zugang zu Einrichtungen, die betreute Wohngemeinschaften betreiben wurde das Projekt in die Länge gezogen. Während der Zeit der Zugangsschwierigkeiten wuchs nicht nur der Umfang des theoretischen Teiles der Arbeit sondern auch meine Verzweiflung hinsichtlich eines möglichen Scheiterns der empirischen Erhebung, schien doch eine Umkehr im Laufe der Zeit immer unmöglicher.

Wie das „Schicksal so spielt“, hat sich der Zugang schlussendlich wiederum als einfach erwiesen, allerdings erst in weiterer Ferne, worauf mein Blick sich erst in steigender Niedergeschlagenheit gewendet hat. Mein ergebenster Dank geht somit an den Verein, der mein Interesse nicht als Eindringen bzw. Störung empfand und natürlich an die InterviewpartnerInnen. Von den Wiener Vertretern renommierter Institutionen sei denen gedankt, die sich zumindest Zeit genommen und sich die Mühe gemacht haben, ihre Absage auch zu begründen oder an scheinbar von ihnen nicht zu beeinflussenden Hürden gescheitert sind.

Wäre mein Studium bis zur Phase der Magisterarbeit nicht durchaus erfolgreich verlaufen, hätte ich wohl nicht den Glauben an meine Leistung und die Kraft gehabt, dieses Projekt auch fertigzustellen. Ich danke den Professoren des Instituts für Soziologie in Graz wie auch in Wien für eine sehr interessante Zeit und auch für die bisherige (sehr positive) Bestätigung meiner Arbeiten. Besonderer Dank geht hierbei an den Betreuer der Arbeit!

Auch den netten Studienkollegen sei an dieser Stelle für ihre Kollegialität, Diskussionsfreude und ihrem offenen Umgang gedankt. Das Studium war nicht nur interessant, es hat auch große Freude gemacht!

Nicht zuletzt gebührt großer Dank meinem Lebensgefährten. Es ist nicht leicht jemanden zu ertragen, der vollzeitbeschäftigt ist und Diplom- oder Magisterarbeit schreibt.

In der vorliegenden Arbeit wurde eine geschlechtsneutrale Schreibweise zu Gunsten der leichteren Lesbarkeit nicht in aller Konsequenz umgesetzt. So wird im Text mancherorts nur auf die männliche Schreibweise zurückgegriffen, damit sind natürlich beide Geschlechter gemeint!

1 Einleitung

„Make love, not war – in der Alters-WG“¹ lautet der Titel eines Zeitungsartikels und verrät, dass noch immer ein kleiner Hauch der Assoziation mit der „68er“-Generation über die Dächer der so genannten „WGs“ weht. Dabei sind Wohngemeinschaften doch durchaus etabliert und auch allgemein akzeptiert. Dies gilt allerdings nur insofern, als deren Bewohner Studenten und Studentinnen sind. Abseits dieser Klientel kommen Wohngemeinschaften hauptsächlich in organisierter Form zur therapeutischen Betreuung und Pflege physisch oder psychisch beeinträchtigter Menschen aller Altersgruppen zum Einsatz. Diese Wohngruppen haben aufgrund ihrer derzeit noch geringen Verbreitung einen gewissen „Exotenstatus“ inne. Dies gilt natürlich auch für die Alten- oder Seniorenwohngemeinschaft, einer Wohn- und Betreuungsform für alte Menschen. Ist es nun aber nur die Neugierde ob dieses Exoten-Status, die zur Berichterstattung in einem Printmedium mit hoher Auflage führt?

Das öffentliche Interesse kommt natürlich nicht aus dem „Nichts“. Themen, die in Verbindung mit dem Altern oder dem Alter stehen, rücken aufgrund des sich wandelnden Verhältnisses der Generationen zueinander - in quantitativer wie auch in qualitativer Hinsicht - und einer Unsicherheit hinsichtlich der damit verbundenen Konsequenzen zusehends in die öffentliche Aufmerksamkeit: die beiden wesentlichen medial geführten Diskussionen sind die so genannte „Pflegedebatte“ und Fragen zum Weiterbestand des „Generationenvertrages“. Die wichtigsten zu Grunde liegenden Entwicklungen sind dabei einerseits der Geburtenrückgang und andererseits die steigende Lebenserwartung. Die „Pflegedebatte“ problematisiert in erster Linie die Auswirkungen der so genannten Langlebigkeit und stellt die Frage, inwiefern die Familie noch im Stande bzw. bereit ist, die Betreuung älterer Angehöriger zu übernehmen. Leben doch immer mehr Ältere und Alte, vor allem in Städten, in Einzelhaushalten. Töchter (ebenso Schwiegertöchter), denen traditioneller Weise neben dem Partner bzw. der Partnerin die Betreuung und Unterstützung bis hin zur Pflege oblag, sind nicht immer vorhanden, wohnen nicht immer in unmittelbarer Umgebung und sind zudem meist selbst ins Berufsleben eingebunden. Unter dem Stichwort „Generationenvertrag“ wird die Weiterexistenz des fiskalischen Umlageverfahrens zur Finanzierung von Pensionen und Renten, aufgrund der sich ändernden Zusammensetzung der Altersgruppen diskutiert und in Frage gestellt.

¹ Kurier, Printausgabe vom 19.04.2007, S. 25

Diese demografischen und sozialstrukturellen Veränderungen werden sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten weiter fortsetzen und auf die Lebensbedingungen der Generation 50 Plus zunehmenden Einfluss gewinnen. Aber bereits heute gibt es sie nicht mehr: „die Alten“. Individualisierung und Pluralisierung machen nicht vor Altersgrenzen halt. Ein wesentliches Element ist dabei die immer länger andauernde Lebensspanne Alter, wie auch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Geburtskohorten aber auch die unterschiedlichen Lebensverläufe und –stile von Personengruppen. Diese Pluralität ist durchaus positiv zu sehen, sofern die Lebensbedingungen und der Lebensstil frei wählbar sind. Ungleichheiten in den Bereichen materieller und finanzieller Versorgung, wie auch in immateriellen Lebensbereichen, wie etwa der sozialen Einbindung in die Familie oder sonstige Netze oder der gesundheitlichen Versorgungsmöglichkeiten weisen darauf hin, dass diese Wählbarkeit nicht für alle Bevölkerungsschichten gegeben ist und auch von Bedingungen, die in Zusammenhang mit dem Alter gesehen werden müssen beeinflusst werden.

Auch die Wohn-/Betreuungs- und Gemeinschaftsform Altenwohngemeinschaft kann durchaus im Sinne einer neuen Pluralität gesehen werden. Handelt es sich doch um ein noch junges Konzept mit dem erreicht werden soll, dass anstelle der Nachteile von Heimen die Vorteile der familiären Wohn- bzw. Lebensatmosphäre treten. Somit stellt die Wohngemeinschaft eine „Alternative“ zu herkömmlichen Wohn- und Betreuungsformen dar.

Den Blick in die Zukunft gerichtet hält es Lehr sogar für möglich, dass Wohngemeinschaften Älterer allgemein, auch im privaten Bereich mehr Verbreitung finden werden, da „die Kohorte der morgen und übermorgen Älteren, [die] vielleicht ein höheres Anspruchsniveau entwickelt haben, [die] aber auch aus ihrer Jugend- und Studentzeit gewohnt sind, in Wohngemeinschaften zu leben.“ (Lehr 1996: 320).

Aber zurück zur Gegenwart: die (u.a. soziologische) Fachliteratur bietet eine Fülle von Materialien zu den Themen Altenbetreuung bzw. –pflege wie auch der Bedeutung des Alterswohnens. Ebenso ist Theorie und Empirie zum Thema soziale Einbindung in informelle Netzwerke vorhanden. Bezieht man diese Themen nun auf die Wohn- und Betreuungsform Alten-WG wird das „Material“ allerdings knapp, sehr knapp. Ein kleiner Baustein zur Beseitigung des Literaturmangels soll durch die vorliegende Arbeit beigetragen werden. Dieser Anspruch bezieht sich auf die Erkenntnisse des empirischen Teiles, der sich auf einen bestimmten Ausschnitt des Themas, und zwar im weitesten Sinn auf die Gemeinschaft - wohl das Besondere an dieser betreuten Wohn- und Haushaltsform - und im Besonderen auf das Beziehungsnetz-

werk einzelner Personen konzentriert. Die Ausgangslage bildet die Erkenntnis, dass informelle soziale Beziehungen eine hohe Bedeutung für die soziale Integration einer Person haben und wichtige Funktionen erfüllen, wie beispielsweise praktische Hilfe, emotionale und kognitive Unterstützung aber auch Geselligkeit (vgl. Hollstein 2003: 153). Wie sich die Beziehungen einer älteren Person in einer Haushaltskonstellation wie der Wohngemeinschaft gestalten, ist bisher weitgehend unklar. Die betreute Wohngemeinschaft stellt aufgrund ihres institutionellen Trägers zwar keinen „richtigen“ Privathaushalt dar, ist diesem allerdings stark nachempfunden. Die private Umgebung bietet zusätzlich die Gelegenheitsstrukturen zu Kontakten, nicht zuletzt aufgrund der räumlichen Nähe. Dies ist nach Studien zur Lebenssituation in Alten- bzw. Pflegeheimen allerdings keine hinreichende Bedingung dafür, dass tatsächlich Beziehungen geknüpft werden! Nun stellt sich die Frage, ob kleinräumigere Konzepte mit familienähnlichen Bedingungen, weniger Reglementierung des Alltags und privater Atmosphäre, die zudem auch räumlich in „herkömmlichen“ Wohngebieten angesiedelt sind, einerseits dem entgegensteuern können, dass bisherige Sozialbeziehungen verloren gehen und ob sie andererseits den Aufbau sozialer Beziehungen innerhalb der neuen Gemeinschaft begünstigen. Denn immerhin spricht im Grunde nichts dafür, dass die Probleme, die in institutionellen Einrichtungen eine wirkliche Gemeinschaft erschweren, nämlich allen voran die Antipathie und Konflikte zwischen den BewohnerInnen und die Heterogenität der Gruppe (vgl. Düx 1997), nicht auch in der betreuten Wohngemeinschaft ebenso auftreten.

Um die Beantwortung der Fragestellungen überhaupt in Angriff nehmen zu können, musste zunächst die Erhebungsform abgeklärt werden. Allein die Bedingungen des Forschungsbereiches haben im vorliegenden Fall die mögliche Auswahl an empirischen Erhebungsmethoden von vornherein stark eingeschränkt. Zu diesen Bedingungen zählen die Unerforschtheit des Feldes und die Tatsache, dass die Anwendung standardisierter Methoden für die Befragung alter Menschen nur bedingt geeignet zu sein scheint. Die Wahl fiel somit auf die Anwendung einer qualitativen Netzwerkanalyse, wobei im konkreten Fall individuelle Netzwerke einzelner Bewohner betreuter Wohngemeinschaften erfasst wurden. Dabei wird die Annahme zu Grunde gelegt, dass sich Netzwerkstrukturen auch aus dem Blickwinkel einzelner Fälle rekonstruieren lassen (vgl. Baumgarten/ Lahsen 2006: 190). Im konkreten Fall kommt ein Analysekonzept zur Anwendung, das Bettina Hollstein (2003) vorschlägt. Dessen Vorzug liegt in der Möglichkeit sowohl die individuelle Sichtweise der Akteure als auch die strukturellen Bedingungen der Leistungsfähigkeit sozialer Beziehungen zu erfassen und auch die Wechselwirkungen zwischen Struktur und Akteur analysieren zu können (Hollstein 2003: 156).

Wenngleich in der interpretativen Sozialforschung kein Einvernehmen darüber besteht, inwieweit Theorien bzw. Fragestellungen die Forschung leiten sollen, wurde hier die theoriegeleitete Version gewählt, das heißt, es gibt eine Forschungsfrage, die das Vorhaben leitet.

Die Fragestellungen richten sich – gemäß dem erwähnten Untersuchungskonzept - dabei einerseits auf die subjektive Bewertung der Beziehungen einzelner BewohnerInnen einer betreuten Wohngemeinschaft und im zweiten Fragebereich soll die Wechselwirkung der speziellen Bedingungen auf die Handlungen und Wahrnehmungen der Akteure erfasst werden. Da das soziale Netzwerk einer Person nicht an der Wohnungsgrenze endet, sollen auch die Bedeutungen, Gestaltungen und auch Veränderungen der Sozialbeziehungen nach außen nicht außer Acht gelassen werden.

Die Fragestellung „neue Familie im Alter?“ zielt letztendlich auf einen Vergleich mit „Primärgruppen“ (Cooley, 1909) allen voran DER Primärgruppe, nämlich der Familie ab.

Der Aufbau des theoretischen Teiles der Arbeit folgt direkt der Sichtweise der betreuten Wohngemeinschaft als relativ junges *Wohn-, Gemeinschafts- und Betreuungskonzept*.

Dieser breite Zugang wurde gewählt, um einerseits die Bedeutung dieser Bereiche für das einzelne Individuum herauszustreichen, und den mit dem Umzug (bzw. den damit zusammenhängenden Faktoren) verbundenen Statusübergang besser zu verstehen. Diese Themen stehen zudem in unmittelbarem Zusammenhang mit der sozialen Einbindung einer Person. Andererseits lässt sich durch diese weit gefasste Betrachtungsweise auch die gesamtgesellschaftliche Relevanz der „neuen“ Wohnmodelle, zu denen die betreute Wohngemeinschaft gezählt wird, besser nachvollziehen. Es ist nämlich auch ein Ziel, die Problemgruppen des Alters herauszuarbeiten, für die die betreute Wohngemeinschaft eine eventuelle Lösung darstellt. Bevor die genannten Themenblöcke in Hinblick auf die Lebensphase Alter näher betrachtet werden, scheint es sinnvoll, generell die Veränderungen und Bedingungen, die mit dem Alter bzw. Altern einhergehen, wie auch deren Auswirkungen, nicht zuletzt auf die soziale Integration älterer Menschen, darzustellen (Kapitel 3). Darauf folgen dann unterschiedlich ausgedehnte Darstellungen der o.a. Themenbereiche: Für den Bereich Wohnen (Kapitel 4) soll die grundsätzliche Bedeutung des Alterswohnens, mögliche Wohnformen, wie auch in der Realität bevorzugte Wohnformen und die Bedeutung eines Umzuges dargelegt werden. Der Bereich „Sozialbeziehungen und Netzwerke“ bildet aufgrund der Fragestellung dieser Arbeit einen Schwerpunkt und umfasst theoretische Zugänge, hier vor allem die Konzepte soziales Netzwerk und soziale Unterstützung, die Darstellung von Netzwerk- und Beziehungsveränderungen, die mit dem Alter einhergehen und die Beschreibung der Bedeutung

und Inhalte informeller Beziehungsarten (Kapitel 5). Da für den Einzug in eine betreute Wohngemeinschaft häufig die Zuerkennung der 1. Pflegestufe Voraussetzung ist, beschäftigt sich ein weiteres Kapitel mit den Themen Betreuung bzw. Pflege (Kapitel 6) und umfasst die Darstellung des Betreuungs- und Pflegebedarfes, der Betreuung/Pflege als Tätigkeit bzw. den möglichen Umgang damit, nämlich der Betreuungs- und Pflegeformen sowie auch deren Vor- und Nachteile.

Die Trennung dieser Bereiche ist natürlich künstlicher Natur und kann auch nicht in aller Konsequenz aufrecht erhalten werden. So ist beispielsweise eine Pflegebeziehung natürlich eine Sozialbeziehung und wird nicht nur vom gesundheitlichen Zustand, sondern auch von der räumlichen wie auch sozialen Umwelt beeinflusst und bestimmt. Tatsächlich sind also die Themenbereiche durch komplexe Wechselwirkungen und Überlappungen gekennzeichnet.

Bevor im zweiten Teil dieser Arbeit die „Empirie“ im Vordergrund stehen soll, wird dem Thema Wohngemeinschaft ein wiederum ausführlicheres Kapitel (Nr. 7) gewidmet. Darin soll geklärt werden, wann man den überhaupt von einer solchen spricht, seit wann es sie gibt, was den die Besonderheit des Zusammenlebens darin ausmacht und in welcher Form sie realisiert wird. Die Darstellung und eher deskriptiv gehaltene Analyse der Strukturdaten der betreuten Wohngemeinschaften, die in Wien geführt werden, findet sich noch im theoretischen Teil der Arbeit, da über die konkret aufgesuchte Wohngemeinschaft keine umfassende Darlegung der Strukturdaten erfolgen soll, wurde doch im Zuge der Erhebung eine Anonymhaltung zugesichert.

Eine Arbeit dieser Art steht und fällt mit ihren Fragestellungen. Die Fragestellungen und das Untersuchungskonzept werden nach einer Einführung in die Methodik der Netzwerkanalyse genauer ausgeführt (Kapitel 7). Ursprünglich sollte zur Erhebung eine Methodentriangulation zur Anwendung kommen, in dem neben qualitativen, teilstrukturierten Interviews auch standardisierte Instrumente, wie beispielsweise Netzwerkkarten als Namensgenerator eingesetzt werden. Weshalb darauf im Feld letztendlich doch verzichtet wurde, findet sich ebenso im empirischen Teil dargelegt, in dem auch die methodische Reflexion nicht zu kurz kommen soll. Die zwei nachfolgenden Kapitel (8 und 9) enthalten die Ergebnisse der Studie. Für diese kann aufgrund der qualitativen Vorgehensweise natürlich keinesfalls Repräsentativität beansprucht werden, noch können dazu Verteilungen präsentiert werden. Es handelt sich vielmehr um fall-basierende Erklärungsstrategien (vgl. Gläser/ Laudel 2006:34), denen gewisse typi-

sche Fälle, d.h. mögliche Ausprägung entnommen werden können. Schlussendlich gilt es natürlich, die Fragestellung des Deckblattes zu beantworten. Dies erfolgt anhand einer vergleichenden Diskussion zwischen der Wohn-Gemeinschaft und der Familie unter Berücksichtigung der Ergebnisse und der strukturellen Faktoren.

2 Alter & Altern: Veränderungsbedingungen und -wirkungen

Das Altern – an sich nur das Vergehen von Zeit – wird gerne auf den biologischen Prozess reduziert. Soziologisch betrachtet handelt es sich bei der Lebensphase Alter um einen „Lebensabschnitt, dem nach sozialen Wertvorstellungen und sozialen Organisationsstrukturen einer Gesellschaft bestimmte Rollen und Verhaltensweisen zugeordnet werden ...“ (Hillmann 1994). Demnach sind es nicht die biologischen und psychischen Veränderungen, die verbreitet im Sinne von Abbauerscheinungen, generellem Leistungsabfall und Beeinträchtigung thematisiert werden, die diese Lebensphase kennzeichnen. Das Alter ist (soziologisch betrachtet) zunächst vor allem kulturell überformt und geprägt. Die gesamtgesellschaftliche soziale Einschätzung und Bestimmung, das historisch wandelbare „Altersbild“ bestimmen diese Lebensphase ebenso wie auch die politischen, rechtlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen. Für das einzelne Individuum spielt bereits der Zeitpunkt und –ort der Geburt (die Kohorten-zugehörigkeit) eine Rolle und neben den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen prägen die biografischen Erfahrungen des Lebenslaufes und strukturelle Variablen wie Bildung und Einkommen den Lebensstil, das soziale Netzwerk, das individuelle Befinden, das Verhalten und die Einstellungen eines alten Menschen. Soziologisch gesehen kann der Alternsprozess auf verschiedene Lebensbereiche Einfluss haben und sich auf das Handeln Einzelner auswirken. Es existiert daher kein „abgrenzbares Handlungsfeld“ mit spezifischer Sozialstruktur oder institutionellen Mustern und Interaktionsbeziehungen, die für das Alter kennzeichnend sind (vgl. Kelle 2000: 176f.). Nichtsdestotrotz kommt es in diesem Lebensabschnitt zu Einschnitten und Veränderungen, die in Zusammenhang mit dem chronologischen Alter stehen. Diese potentiellen Veränderungen und deren Auswirkungen – nicht zuletzt hinsichtlich der Gestaltung und Inhalte sozialer Beziehungen – sollen nachfolgend näher betrachtet werden.

In der westlichen Gegenwartsgesellschaft ist das soziale Konstrukt „Alter“ unmittelbar mit dem Ruhestand verknüpft. Spätestens bei Antritt der Pension übertritt man eine imaginäre Schwelle in die Lebensphase „Alter“. Wesentliche Konsequenzen dieses Überganges sind

eine veränderte Zeitstruktur, der Wegfall der beruflichen Rolle wie auch von Gelegenheitsstrukturen zu Sozialkontakten. Der Verlust von (beruflichen) Sozialkontakten und Rollen und der Gewinn an Zeit können dazu führen, dass eine Konzentration auf familiäre Beziehungen erfolgt, dies ist jedoch nicht notwendigerweise der Fall (vgl. Prahl 1996: 127). Was die psychosomatische Auswirkung der Pensionierung betrifft sind – geschlechtsspezifisch unabhängig – leichte bis krisenhafte Verläufe möglich, die Bewältigung variiert je nach individueller Voraussetzung (vgl. Backes/ Clemens 2003: 62). Es gibt allerdings Hinweise darauf, dass die „Schwierigkeiten mit dem Übertritt in den Ruhestand eher überschätzt als unterschätzt“ werden (Kolland 2000: 551). Bei einem „normalen“, d.h. freiwilligen Austritt aus dem Erwerbsleben überwiegt die Freude über die gewonnene Zeit für Hobbies und die Familie, problematisch erlebt hingegen wird der berufliche Ausstieg, wenn dieser erzwungen wird (vgl. ebd: 553). Dieses Thema wurde bisher überwiegend für Männer thematisiert, durch die steigende Berufstätigkeit sind jedoch auch immer mehr Frauen von diesem Übergang betroffen.

Frauen, die überwiegend als Hausfrauen tätig waren, reagieren besonders auf eine wesentliche Veränderung der Haushaltssituation, die meist in die zweite Lebenshälfte fällt, nämlich der Auszug des letzten Kindes. Für Frauen, die ihr ganzes Leben auf ihre Kinder ausgerichtet haben kann diese „empty-nest“- Situation bedrückend sein (vgl. Lehr 2000: 152). In Anbetracht des hohen Anteils von etwa zwei Dritteln an Kindern, die weiterhin unter dem selben Dach oder in der unmittelbaren Wohnumgebung leben (Hörl/ Kytir 2000: 58) ist es allerdings durchaus angebracht, von einer „Verlagerung von einer haushaltsinternen in eine haushaltsexterne Beziehung“ zu sprechen (Wagner/ Wolf 2001: 535), die in Wirklichkeit keinen Verlust darstellt.

Weit schwerer wirkt hingegen eine Veränderung, die wiederum vor allem Frauen betrifft, nämlich der Verlust des Partners. Während im Jahr 2006 76 % der Männer im Alter von 65 und mehr Jahren verheiratet und 14 % verwitwet waren, betrug der Anteil der verheirateten Frauen der selben Altersgruppe 40 % und der Anteil der Verwitweteten lag bereits bei knapp 47 % (Statistisches Jahrbuch 2008: www.statistik.at). Nahezu die Hälfte der erst über 60-jährigen Frauen ist vom Verlust des Partners betroffen, man kann somit getrost von einem weiblichen Schicksal sprechen. Die Gründe dafür liegen in der höhere Lebenserwartung der Frauen und dem größeren Altersabstand zwischen den Ehepartnern (vgl. Hollstein 2002: 61). In der ersten Phase nach diesem kritischen Lebensereignis wird vor allem der Kontakt mit der Familie, vor allem mit den Kindern gesucht und als hilfreich empfunden (vgl. Fookan 1999: 227). Danach

stärkt eine Hinwendung zu außerfamiliären Kontakten das Selbstbewusstsein der betroffenen Person. Die soziale Unterstützung und Integration ist vor allem dann gesichert, wenn diese bereits vor dem Verlust bestand (vgl. ebd.). Ansonsten sind Betroffene stärker darauf angewiesen, Kontakte aktiv herzustellen und aufrecht zu erhalten, was wiederum mit höheren Anforderungen an die soziale Kompetenz und Ressourcen des älteren Menschen verbunden ist. Für Frauen im städtischen Raum geht der Verlust des Partners weit häufiger mit der Konsequenz einher, danach alleine zu leben. Das Führen eines Einpersonenhaushaltes stellte laut der Familien- und Haushaltsstatistik im Jahr 2007 für knapp 31 % der ÖsterreicherInnen im Alter von 60 und mehr Jahren die Realität dar, dies macht einen Anteil von nahezu 45 % aller Einpersonenhaushalte aus (www.statistik.at). Vor allem mit zunehmendem Alter steigt die Zahl der alleine Wohnenden an: im Personenkreis der über 80-Jährigen ist bereits jeder Zweite betroffen. Eine nach Geschlechtern getrennte Betrachtung zeigt, dass vor allem Frauen alleine wohnen, so lebt bereits jede zweite über 75-Jährige allein, während dies nur für etwa 23 % der Männer im gleichen Alter zutrifft (ebd.). Auch wenn sich in Zukunft das Risiko des Verwitwens entschärft, kann nur schwer vorausgesagt werden, ob die Zahl der Einpersonenhaushalte nicht weiterhin auf einem hohen Niveau bleibt, da angenommen werden kann, dass die Zahl an ledigen oder geschiedenen Personen weiterhin zunimmt.

Nun greift die Annahme, dass das Alleinleben mit Einsamkeitsgefühlen und sozialer Isolation einhergeht bei weitem zu kurz. Denn nicht einmal die Einbindung in soziale Netzwerke schützt einen Menschen vor Einsamkeit. Wichtiger als die Kontakthäufigkeit sind die Erwartungen einer Person an soziale Bindungen und es wird auch immer wieder belegt, dass weniger die Quantität, als die Qualität sozialer Beziehungen das Wohlbefinden erhöht (vgl. Höpflinger 2006: 2). Aus diesem Grund gestaltet sich die Erfassung von Einsamkeit natürlich als äußerst schwierig. Eine Möglichkeit besteht darin, das Erleben von Langeweile als ein Indiz für Einsamkeit anzunehmen, wie es beispielsweise in der Studie „Alterskultur und Altersaktivierung“ gemacht wurde. Aus dieser geht hervor, dass sich vor allem über 70-Jährige langweilen und sich Witwen und Personen mit niedrigerem Bildungsniveau eher gelangweilt fühlen als Verheiratete und Personen mit höherem Bildungs- und Einkommensniveau. Durch eine Kontrolle der zuletzt genannten Variablen, also den Familienstand und sozioökonomischen Status, wurde der Alterseinfluss auch nahezu wieder ausgeglichen (Kolland 2000: 546). Ohne Alter mit Krankheit gleichsetzen zu wollen ist es eine Tatsache, dass zunehmendes Alter die Erkrankungswahrscheinlichkeit erhöht (vgl. Schulz et al. 2005: 217). Vor allem im höheren Alter (ab etwa 75 Jahren) steigt die Zahl der Beeinträchtigungen stark an und es ent-

steht dann vielfach ein Bedarf an Unterstützung, der zunächst häufig nur Hilfestellungen umfasst, sich allerdings bis hin zur Notwendigkeit einer Kurzzeit- oder Langzeitbetreuung bzw. –pflege ausweiten kann. Konkret entscheiden dann einerseits vor allem die Umweltbedingungen, also die Wohnung und die Wohnumgebung und andererseits die soziale Einbettung bzw. deren Leistungsfähigkeit und / oder -wille, aber auch die Möglichkeit zur Heranziehung sozialer Dienste, ob der bisher gewohnte Alltag aufrecht erhalten werden kann. Vor allem in Hinsicht auf Wohnungsanpassungsmaßnahmen spielen die finanziellen Hintergründe eine wesentliche Rolle. Es sind hier einmal mehr die Frauen, die finanziell benachteiligt sind: nach Ergebnissen der EU-Silc 2006 liegt das Äquivalenzeinkommen von Frauen über 65 Jahren um 10 % unter dem Durchschnitt (Einkommen, Armut und Lebensbedingungen, www.statistik.at).

Die vorangehende allgemeine Betrachtung von Veränderungen, die in Zusammenhang mit dem Lebensalter einer Person stehen, weist darauf hin, dass vor allem Frauen im Alter eher von Benachteiligungen betroffen sind. Sie verfügen zwar über eine höhere Lebenserwartung als Männer, sie verbringen ihr Leben im Alter vielfach allein und sind auch finanziell häufig schlechter gestellt. Auch Backes und Clemens sehen „soziale Probleme (...) zum überwiegenden Teil (als) Probleme alter und hochbetagter Frauen“ (Backes/ Clemens 2003: 90).

Wie sich im weiteren Verlauf der Arbeit zeigen wird, stellen die dargestellten Veränderungen noch keinen Grund für einen Umzug dar. Weshalb Menschen besonders stark an ihrer Wohnung „hängen“, welche Bedeutungsdimensionen einer Wohnung zukommen und wie die Menschen in der Realität wohnen, soll nun im folgenden Kapitel geklärt werden.

3 Alter & Wohnen

Die betreute Wohngemeinschaft ist unter anderem auch ein Wohnkonzept. Es scheint daher sinnvoll, den Themenbereich des Alterswohnens auch in allgemeiner Form zu betrachten, um die Besonderheit eines solchen Konzeptes wie der Wohngemeinschaft besser erfassen zu können. Im vorliegenden Abschnitt soll nun auf die Bedeutung des Alterswohnens eingegangen werden, dabei wird einleitend die Frage gestellt, weshalb der Bereich Wohnen im Alter eine andere Bedeutung als in anderen Lebensabschnitten inne haben sollte. Nach einem Überblick über die Bedeutung und Bedingungen des Alterswohnens soll die Betrachtung der quantitativen Verteilung auf diverse Wohnformen folgen und Auskunft darüber geben, wie alte Men-

schen in der Gegenwart wohnen. Neben diesen „gewöhnlichen“ (im Sinne von am Verbreitetsten) Haushaltsformen wird dann auch ein Blick auf weniger bekannte, aber in Zukunft potentiell auch wichtige Haushaltsformen gerichtet.

3.1 Bedeutung & Bedingungen des Alterswohnens

Ganz allgemein betrachtet ist eine Wohnung bzw. ein Haus² für den Menschen in vielerlei Hinsicht bedeutsam. Unterhält doch ein Individuum beim Wohnen eine intensive Beziehung zu seiner Umwelt (vgl. Flade 2006: 9). So ist eine Wohnung ein Ort Rückzuges, der Privatheit, ein Ort der der Regeneration und ein Ort zur Verrichtung alltäglicher, lebensnotwendiger Aktivitäten (wie beispielsweise Schlafen, Körperpflege oder Essen). Insgesamt organisiert die Wohnung, ihr „Grundriss, ihre Ausstattung und ihre Lage im sozialräumlichen Gefüge der Siedlung (...) mehr oder weniger direkt das Leben“ (Häußermann/ Siebel 1991: 73). Ein „Dach über dem Kopf“ zu haben ist also einerseits ein menschliches Grundbedürfnis, gestaltet den jeweiligen Handlungsraum, ist Raum sozialer Interaktion, in erster Linie familiärer Natur aber auch Ausgangspunkt für soziale Aktivitäten außerhalb und zudem ein wesentlicher Identitätsanker. Die Gestaltung und räumliche Anordnung einer Wohnung spiegelt aber auch die gesellschaftliche Vorstellung der „richtigen“ Art zu leben wider (vgl. ebd.) und ist unmittelbar mit gesamtgesellschaftlichen Maßnahmen (z.B. Siedlungsbau, Förderungen), Wertvorstellungen (Traum vom „Eigenheim“) wie auch der Ökonomie (Ware Wohnung) und rechtlichen Bedingungen verknüpft. Die Beschäftigung mit der Bedeutung des Alterswohnens umfasst somit drei Ebenen: die Individuelle, i.e. der persönliche Lebenszusammenhang des Einzelnen, die Institutionelle, womit der Rahmen für Beziehungs- und Netzwerkstrukturen gemeint ist und die Kollektive, die die Möglichkeit als Vergesellschaftungsform betrachtet (vgl. Weltzien 2004: 2).

Durch altersbedingte Veränderungen (vgl. dazu Kap. 2), gewinnt das Zuhause für den überwiegenden Teil alter Menschen eine größere Bedeutung, wird gar zum Lebensmittelpunkt für viele. Dieser Umstand wird von Saup und Reichert mit der Feststellung „Alltag im Alter heißt vor allem Wohnalltag“ festgehalten (Saup/ Reichert 1999: 245). Der Grund für eine solche Aussage lässt sich erhellen, wenn man Forschungen wie Zeitbudget-Studien und Tagesablaufstudien heranzieht, aus denen nämlich hervorgeht, dass sich viele ältere Menschen den Groß-

² Diese beiden Formen werden ungeachtet der evidenten Unterschiede im Folgenden synonym verwendet. D.h. wenn von der Wohnung die Rede ist, ist damit ebenfalls ein Haus gemeint.

teil ihrer Zeit in ihrer Wohnung aufhalten. Eigenen Angaben zufolge verbringen demnach 60 % der 55 bis 69-Jährigen 20 Stunden und mehr werktags zu Hause und bei den 70 – 85-Jährigen erhöht sich dieser Prozentsatz auf 88 %. In der zuletzt genannten Gruppe sind es nur mehr 1,3 %, die weniger als 14 Stunden in ihrer Wohnung verbringen (vgl. Bode et al. 1999, zit. nach: Motel-Klingebiel et al. 2005: 149). Die Anforderungen an die Wohnumwelt werden besonders hoch, wenn es zu Veränderungen der funktionellen Leistungsfähigkeit kommt, beispielsweise bei eingeschränkter Mobilität und vor allem im Falle einer auftretenden Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit, selbst wenn diese vorübergehender Natur ist. Um dies kurz zu veranschaulichen, stelle man sich nur die vorübergehende Notwendigkeit des Einsatzes eines Rollstuhls vor: plötzlich sind Türrahmen zu eng, das Waschbecken viel zu hoch, manche Räume aufgrund einer Stufe nicht mehr erreichbar... Es stellt sich in einer solchen Situation die Frage, ob Freunde, Nachbarn oder Verwandte in unmittelbarer Umgebung sind, die kurz zur Hand greifen können bzw. auch wollen oder ob es die Möglichkeit zur Heranziehung institutioneller Dienste, z.B. einer Heimhilfe gibt.

Außerhalb der Wohnung spielt aber auch das unmittelbare Umfeld eine wichtige Rolle für die alltägliche Lebensführung. Die unmittelbare Nachbarschaft, das Wohnviertel, aber auch der Stadtteil bilden die wichtigste Umgebung für die sozialen Aktivitäten einer Person. Inwieweit die Wohnumgebung genutzt werden kann, hängt wiederum von der individuellen Beweglichkeit, aber auch von der Vertrautheit mit der Umgebung, dem persönlichen Lebensstil und den spezifischen Möglichkeiten (z.B. Gehhilfen, PKW) ab. Sie ist aber auch wesentlich von örtlichen Gegebenheiten bestimmt: dazu zählen die Existenz und Vielfalt von Infrastruktureinrichtungen, wie etwa Einkaufsmöglichkeiten, Treffpunkte, Arztpraxen, u.ä.m. und deren Erreichbarkeit und Zugänglichkeit (vgl. Backes 1998: 210).

Wenn die angestammte Wohnung veränderten Bedürfnissen nicht gerecht wird, kann die Selbst- oder Fremdversorgung zumindest einschränkt oder im schlimmsten Fall sogar verhindert werden. So erhöht eine mangelhafte Wohnsituation die Wahrscheinlichkeit, dass ein Umzug in eine institutionelle Altenpflegeeinrichtung, wie etwa in ein Altenheim, unumgänglich wird. Im Gegenzug dazu können „altersfreundliche Umwelten“ aber auch dazu beitragen, die zurückgehenden Fähigkeiten zu kompensieren (vgl. Motel-Klingebiel et al. 2005: 123).

3.2 Wohnformen im Alter

Seit den 1980er Jahren haben sich so genannte „neue“ Wohnformen, wie beispielsweise das „betreute Wohnen“ herausgebildet, die den Wunsch nach Privatheit, Selbstverantwortung und Selbständigkeit bei gleichzeitiger bestmöglicher Unterstützung nachkommen sollen, weshalb der Begriff Alterswohnen heute nicht mehr ausschließlich mit institutionellen Einrichtungen in Verbindung gebracht wird (vgl. <http://www.schaderstiftung.de:wohn:wandel>). Wenn nun die Entscheidung für einen Umzug im Alter getroffen wurde, steht man heute durchaus vor „der Qual der Wahl“, war doch die Wahlmöglichkeit in Hinblick auf das Alterswohnen noch nie so groß wie heute. Im Gegenzug zu den „neuen Wohnformen“ spricht man bei Privathaushalten bzw. institutionellen Einrichtungen mittlerweile häufig von „traditionellen Wohnformen“ (vgl. bspw. Feuerstein/ Havel 2000: 224), da diese historisch lange Zeit die „Normalität“ des Alterswohnens ausmachten.

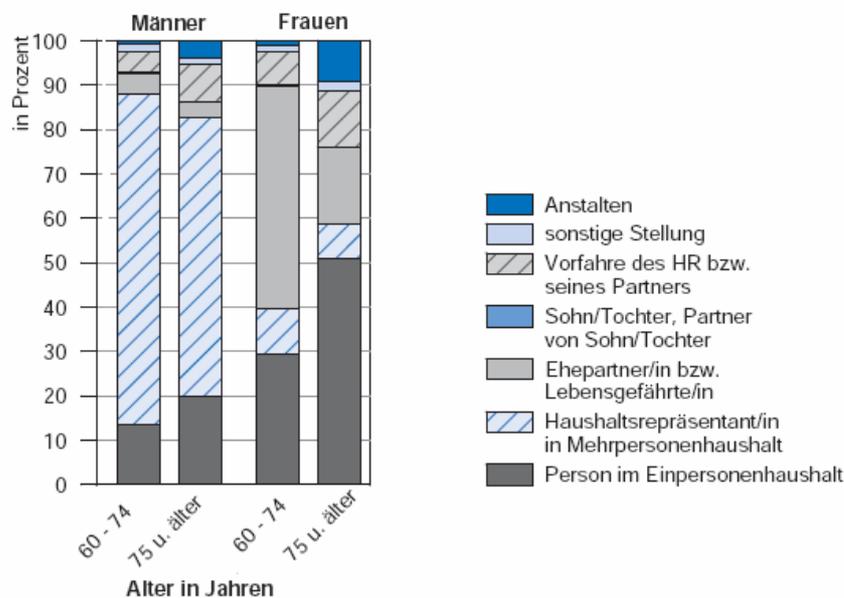
Nachfolgend soll nun ein Überblick über mögliche Wohnformen gegeben werden – wobei auch hier die Klassifikation in „traditionelle“ und so genannte „neue Wohnformen“ übernommen wurde.

3.2.1 Traditionelle Wohnformen

Unter „traditionellen“ Wohnformen werden hier einerseits private Haushalte und andererseits institutionelle Einrichtungen verstanden. Ein erster Überblick über die Anteile der älteren Menschen, die in Privathaushalten und institutionalisierten Einrichtungen leben, kann Abbildung 1 entnommen werden. Zwar wird hier nach „Stellung im Haushalt“ differenziert, trotzdem liefert sie nützliche Informationen. Dazu zählt, dass die Anteile der Bewohner institutioneller Einrichtungen, wie etwa solcher von Heimen und heimähnlichen Wohnformen (hier: „Anstalten“) erst im höheren Alter zunehmen. Von einem Heimantritt potentiell betroffen sind in erster Linie Frauen. Vor allem im hochbetagten Alter (über 85 Jahre) kommt es zu einem sprunghaften Anstieg bei Frauen in institutionellen Wohn- und Betreuungseinrichtungen: im Jahre 1997 lebten 17 % der Frauen in einer Institution, Männer im selben Alter hingegen wohnten nur zu 8 % in Heimunterkünften (vgl. Hörl/ Kytir 2000: 59). Im Zeitverlauf – seit den 1960igern betrachtet – haben sich diese Zahlen kaum verändert. Im Gegenzug dazu belegen Statistiken - wenn auch die allgemeine Vorstellung häufig nicht diesem Bild entspricht -, dass weit über 90 % der älteren Menschen in ihren eigenen vier Wänden leben.

Von der Gesamtgruppe der über 60-Jährigen leben rund 98 % der Männer und 96 % der Frauen in privaten Haushalten (vgl. ebd.: 58).

Bevölkerung 2001 nach Stellung im Haushalt, Alter und Geschlecht



Q: STATISTIK AUSTRIA, Volkszählung 2001 (Wohnparteienkonzept).

Abbildung 1: Haushaltsformen im Alter
Quelle: Statistik Austria

Der Grafik kann darüber hinaus die steigende Anzahl von Einpersonenhaushalten entnommen werden. Wiederum sind es mehrheitlich Frauen, die alleine leben. Das Führen eines Einpersonenhaushaltes kann dann zu einem problematischen Umstand werden, wenn sich Betroffene isoliert fühlen und/oder körperliche bzw. geistige Einschränkungen oder auch finanzielle Überforderung das Leben im Privathaushalt erschweren (vgl. dazu Kap. 2).

Bis in die 1980er Jahre wurde eine solche Problemsituation häufig mit der Übersiedlung in eine institutionelle Einrichtung gelöst. Grundsätzlich gibt es verschiedene Heimtypen, ihre Vielfalt wird in der Gegenwart jedoch immer geringer, da eine Konzentration auf neue Wohnmodelle mit integrierter Betreuung bzw. auf den Ausbau mobiler Dienste erfolgt. In Folge dessen wandeln sich institutionelle Einrichtungen immer mehr zu reinen Pflegeeinrichtungen. Nichtsdestotrotz sollen die unterschiedlichen Angebote, deren Grenzen allerdings je nach Heimträger und/oder Bundesland fließend verlaufen, kurz vorgestellt werden. Die erste Stufe stellen Altenwohnheime, Seniorenresidenzen oder –stifte dar, da sie am ehesten der privaten Form zu wohnen ähneln. Sie bestehen aus abgeschlossenen Wohneinheiten, die eine eigenständige Lebensführung erlauben und zusätzlich wird im Bedarfsfall bzw. auf Wunsch

die Möglichkeit der Versorgung und Betreuung angeboten. Zur zweiten Stufen zählen Altenheime, darin ist die Versorgung und Betreuung der Bewohner bereits ein fixer Bestandteil des Wohnkonzeptes, wodurch es bereits zu einer gewissen Einschränkung der Selbständigkeit kommt. Wenn man die einzelnen institutionalisierten Wohnformen als Abstufung der Abnahme der Selbständigkeit und Zunahme von Versorgung bzw. Betreuung sieht, kann man das Pflegeheim schließlich als den äußersten Pol der beiden Merkmale sehen. Pflegeheime sind, wie bereits aus der Bezeichnung hervorgeht, auf umfassende Pflege von hilfs-, vor allem aber pflegebedürftigen Personen ausgerichtet. Aus diesem Grund ist es schwer möglich, sie als Wohnkonzept zu besprechen, scheinen doch Aspekte des räumlichen Umfeldes in vielen Heim-Konzepten wenig Beachtung zu finden (vgl. Saup 1993: 151 ff.). Dies beginnt bereits bei der räumlichen Abgeschlossenheit von der „restlichen Welt“, wurden doch Pflegeheime meist an den Stadtgrenzen errichtet. Die Höhe der Bewohnerzahl innerhalb der Institutionen kann als Hinweis auf die Konzentration auf Wirtschaftlichkeit gesehen werden, ebenso wie die Reglementierung des Alltags der BewohnerInnen, die auf Kosten der Bedürfnisse der Menschen, beispielsweise nach Selbstbestimmung und Privatheitsregulation ging. An dieser Art der räumlichen wie auch sozialen Ausgrenzung, die im völligen Kontrast zur privaten Lebenswelt einer älteren Person steht, wurde und wird allerdings massiv Kritik geübt. Hinsichtlich der räumlichen Umgebung wurde problematisiert, dass es nicht möglich sei, den eigenen Raum persönlich zu gestalten, dieser das Gefühl der Beengtheit vermittelte und vor allem im Falle von Doppelzimmer überhaupt keine Privatheit möglich sei (vgl. Saup 1993: 151 ff.).

Um der Kritik der hohen Einschränkung der eigenständigen Lebensführung entgegenzutreten und den sich ändernden gesellschaftlichen Bedingungen und Werten, der zunehmenden Zahl der allein lebenden Alten und Hochaltrigen und dem steigenden Pflegebedarf bei gleichzeitiger Verringerung des Potentials helfender Angehöriger gerecht zu werden, wurde in den letzten Jahren vor allem die Schaffung neuer Wohn- und Betreuungsformen fokussiert. Diese Wohnformen sollen verstärkt zur Selbstbestimmung und Selbständigkeit beitragen. Die „Aufrechterhaltung oder (Wieder-)Herstellung eines selbstständigen, selbstverantwortlichen und persönlich zufrieden stellenden Lebens“ kann nach Kruse eine räumliche Umwelt gewährleisten, die „sensorische, kognitive und soziale Anregungen“ und Anforderungen bietet „ (...) die die Ausbildung und den Gebrauch bestimmter Fähigkeiten und Fertigkeiten nahe legen“ (Kruse 2004: 21f).

Dabei gilt es auch dem Wunsch nach dem Verbleib in der eigenen Wohnung bzw. dem vertrauten Umfeld, bei gleichzeitiger flexibler Verfügbarkeit von Hilfe und Betreuungsleistungen zu entsprechen und bzw. oder gemeinschaftliche Wohnformen für finanziell schwächer gestellte und bzw. oder sozial isolierte Personen zu schaffen. Dazu im Folgenden mehr.

3.2.2 Neue Wohnformen

Sich einen Überblick über das Angebot so genannter „neuer Wohnformen“ zu verschaffen, gestaltet sich nicht gerade einfach, ist es doch mittlerweile zu einem nahezu unüberschaubaren Dickicht, vor allem an Bezeichnungen gekommen. Denn tatsächlich verbergen sich hinter unterschiedlichsten Titeln ähnliche und nicht immer ganz neuartige Konzepte. Diese fokussieren auf das Vorhandensein von Unterstützung durch professionelle Dienste, auf bauliche Maßnahmen, auf die Gemeinschaft oder stellen Mischformen dieser Bereiche dar. Anbieter solcher Wohnformen sind die öffentliche Seite wie der Bund oder Städte, Wohnbauunternehmen oder Institutionen wie Wohlfahrtsorganisationen, organisiert als Vereine, Verbände oder auch Wirtschaftsorganisationen, wie GmbHs. Die zuletzt genannten Träger geben einen eindeutigen Hinweis darauf, dass auch marktwirtschaftliche Ansinnen nicht unbedeutend sind.

Fünf solcher Wohn- und Betreuungsformen sollen hier auch kurz vorgestellt werden (vgl. Feuerstein/ Havel 2000: 237):

- Beim *Betreuten Wohnen* handelt es sich um eine Bezeichnung, die gesetzlich nicht geschützt ist. Es werden darunter auch eine Vielzahl von Wohn- und Versorgungsformen vermarktet. Grundsätzlich geht es um die Kombination eines baulichen Konzeptes mit einem Betreuungskonzept. Innerhalb beider Bereiche ist eine breite Vielfalt an Wahlmöglichkeiten gegeben: die Wohnungen reichen beispielsweise von Miet- bis Eigentumswohnungen und hinsichtlich der Betreuung kann vom Telefondienst bis hin zum Pflegedienst aus einer breiten Palette gewählt werden. Dies erinnert zunächst an die Wohnform eines Altenheimes. Allerdings gibt es weit vielfältigere Formen, wie beispielsweise die Errichtung ganzer Siedlungen. Des Weiteren wird dabei auf eine Integration in vorhandenen Stadtteilen geachtet, um eine herkömmliche Lebensführung und soziale Integration zu ermöglichen.
- Der Grundgedanke des *integrierten Wohnens* ist ein Belegungsmix. Durch die gezielte Vergabe von Wohnungen soll eine differenzierte Bewohnerstruktur erreicht werden. Es

gilt hier beispielsweise junge und alte Menschen (*Mehrgenerationen-Wohnen*), zugewanderte Personen mit Einheimischen, Personen unterschiedlichster Einkommensgruppen, u.ä.m. zu mischen. Dieser Art der Belegung folgt der Bestrebung Monostrukturen zu vermeiden und auch das gegenseitige Hilfepotential zu nutzen.

- Das Bestreben, dass das Zusammenleben über den nachbarschaftlichen Kontakt hinausgeht, ist Ziel *gemeinschaftlicher Wohnprojekte*. Im Idealfall soll aufgrund engerer Beziehungen zwischen den Bewohnern auch gegenseitige Hilfe und Unterstützung gewährleistet sein. Häufig bestehen die Kontakte zwischen den zukünftigen Bewohnern bereits vor dem Bezug, es handelt sich demnach Wahlgemeinschaften im Gegensatz zum Konzept des integrierten Wohnens.
- Von einer *Seniorenwohngemeinschaft* spricht man, wenn sich mehrere Personen ein Haus oder eine Wohnung teilen. Die Beziehungs- oder zumindest räumliche Enge spitzt sich damit zu. Ob durch das Teilen eines gemeinsamen Haushaltes auch Wahlverwandtschaften entstehen, ist allerdings unklar. Grundsätzlich gilt es, zwischen selbst organisierten und betreuten Wohngemeinschaften zu unterscheiden. Die zweite Form ist eine Kombination von Betreuung und Gemeinschaft, wie sie auch bei herkömmlichen Heimkonzeptionen gegeben ist. Allerdings soll durch die kleinräumigere Gestaltung, den Verzicht auf Tagesregulierung und die Möglichkeit zu Privatheit, etwa durch Mitnahme der eigenen Möbel oder des Haustiers, ein Weg abseits traditioneller Heimmodelle gefunden werden.

Wie es bereits bei der letzten Wohn- und Betreuungsform angeklungen ist, fehlt es bisher an Evaluierungen zu diesen Projekten, weshalb über die Vor- und Nachteile nur spekuliert werden kann. Vor allem in Hinblick auf einen weiteren Ausbau wären empirisch fundierte und verallgemeinerbare Erfahrungen, beispielsweise unter welchen Bedingungen diese Wohnformen angenommen werden und erfolgreich sind, wünschenswert (Amann 2000: 593).

Eine weitere wesentliche Bedingung, die über den Erfolg oder Misserfolg dieser Wohnmodelle entscheidet, ist die Umzugsbereitschaft älterer Menschen. Hat die Volkweisheit „einen alten Baum verpflanzt man nicht“ noch Gültigkeit oder kann er bereits als überholt angesehen werden?

3.2.3 Umzug im Alter

Eine Wohndauer von 20 Jahren und mehr, wie sie in Wien etwa bei rund 80 % der Menschen über 65 Jahren der Fall ist (Moser et al. 2005: 35) und die in ländlichen Regionen aufgrund der höheren Zahl an Einfamilienhäusern noch höher einzuschätzen ist, lässt einer Wohnung und deren Umgebung als Identitätsanker einen großen Stellenwert zukommen: sie werden zum Ort persönlicher Erinnerungen und Teil der eigenen Identität (vgl. Flade 2006: 148). Dementsprechend gering sind auch die Absichten, die Wohnung bzw. den Wohnort zu wechseln. So geht aus Studien auch immer wieder hervor, dass Menschen so lange wie möglich in ihrer vertrauten Umgebung und auch in ihrer bisherigen Wohnung bleiben möchten. Gerade einmal 3 % befragter Wiener Seniorenhaushalte gaben in einer Erhebung im Jahr 2003 an, Umzugsabsichten zu haben (Moser et al. 2005: 79).

Wenn dann doch ein Umzug ansteht, bedeutet dieser meist die Übersiedlung in eine institutionelle Einrichtung. Dieser geschieht meist eher unfreiwillig und ist vom Betroffenen nicht geplant. Deshalb wird dieser Statusübergang für manche alte Menschen auch zu einem „kritischen Lebensereignis“ (Backes/ Clemens 1998: 245). Grundsätzlich scheint der Wunsch in einer Heimeinrichtung zu leben, nicht sehr groß zu sein. Vielmehr wollen ältere Menschen auch im hohen Alter und auch bei Hilfs- und Pflegebedürftigkeit in ihrem eigenen Haushalt bleiben. Dieses Anliegen ist jedoch nicht unabhängig vom Alter der Betroffenen zu sehen: während in der Altersgruppe 41 – 50 Jahren bei einer Caritas-Studie nahezu 30 % einen Umzug in ein Alters- oder Pflegeheim für sich eher bis ganz ausschließen, tun dies nur mehr knapp 20 % der 61-70-Jährigen (Werani 2006). Dabei stellt sich die Frage, ob mit zunehmendem Alter die Akzeptanz aufgrund des Erlebens abnehmender Rüstigkeit steigt und jüngere Menschen sich schlichtweg nicht mit dem Thema auseinandersetzen oder aber bereits in Richtung anderer Wohn- und Betreuungsmodelle orientiert sind? Diese muss allerdings auch so stehen bleiben...

Gründe für die Ablehnung von Alten- und vor allem Pflegeheimen liegen wohl einerseits in der „Katastrophen- und Schreckensrhetorik“ der öffentlichen Diskussion (vgl. Amann 2004: 173), dem Wunsch nach Selbstständigkeit und Selbstbestimmtheit aber auch im Umstand, dass man mit „Fremden“ unter einem Dach lebt. Dies entspricht nämlich nicht dem „Idealtypus des modernen Wohnens“ (Häußermann/ Siebel 1991: 74), in dem die Kernfamilie die Norm des „normalen“ Haushaltes ausmacht. Auch wenn im Alter die Kinder außer Haus sind, bleibt das Leitbild der Kernfamilie aufrecht, wie die bereits erwähnte Umfrage der Caritas

(Werani 2006) bestätigt: auf die Frage, „mit wem möchten Sie im Alter zusammenwohnen?“ nennen 65 % den Partner/die Partnerin und mit großem Abstand folgt die Antwort „alleine“ (11 %) und nahezu gleichauf die Nennung „mit meinen Kindern“ (10 %). Überraschend hingegen ist, dass mit keinem großen Abstand die „Freunde“ (7 %) und mit 5 %-iger Häufigkeit „Personen im gleichen Alter“ (5 %) folgen, aber nur 2 % mit Verwandten zusammen leben möchten. Deshalb wird in der Studie auch festgestellt, dass „neue Wohnformen (...) eine relativ hohe Akzeptanz auf(weisen)“ (vgl. ebd.). Allerdings scheint es noch eine Lücke zwischen allgemeiner Akzeptanz und tatsächlicher Realisierung zu geben.

Nichtsdestotrotz gibt es Hinweise darauf, dass es bereits eine wachsende Anzahl umzugsbereiter älterer Menschen gibt und diese in Zukunft weiterhin steigen wird. So wurde innerhalb des deutschen sozioökonomischen Panels eine Wahrscheinlichkeit errechnet, dass etwa 50 % der Mieterhaushalte und 20 % der Eigentümerhaushalte nach dem 55. Lebensjahr nochmals umziehen, wobei der Umzug in ein Alten- und Pflegeheim dabei nicht mit eingerechnet ist (vgl. Heinze 1997: 43). Ein eventueller Wohnungswechsel wird nicht zuletzt von der Attraktivität alternativer Angebote bestimmt. Heinze (u.a.) sprechen von „Pull-Effekten“, wenn eine alternative Wohnmöglichkeit aufgrund der Ausstattung (mehr Bewegungsraum, Barrierefreiheit, etc.), des Wohnumfeldes (Kommunikations- und Begegnungsinfrastruktur, neue Sozialkontakte) und potentiell verfügbaren Hilfs- und Pflegediensten attraktiver als die bisherige Wohnung erscheint (vgl. ebd.).

Für den Bereich Wohnen lässt sich zusammenfassend festhalten, dass dieser (nicht nur, aber) vor allem im Alter von großer Bedeutung ist. Verbringen viele Ältere doch den Großteil ihrer Zeit in den eigenen „vier Wänden“. Zudem führen lange Wohndauern zu einer besonders engen Verbindung zur räumlichen Umgebung und auch die soziale Einbindung ist meist in der unmittelbaren Umgebung verankert. Dementsprechend sind auch die Umzugsabsichten Älterer eher gering. Wenn nun die angestammte Wohnung veränderten (gesundheitlichen) Bedingungen und Bedürfnissen des älteren Menschen nicht mehr gerecht wird, ist ein Umzug allerdings meist unumgänglich. In den letzten Jahren und Jahrzehnten haben sich als neue Lösungsmöglichkeit für altersbedingte Veränderungen bzw. deren Auswirkungen so genannte „neue Wohnformen“ herausgebildet und mittlerweile machen sie bereits ein eigenes Marktsegment aus. Die Regeln des Marktes fordern die finanzielle Leistbarkeit und Attraktivität solcher Angebote. Zweitens besteht darin, dass die Selbständigkeit und Kompetenz eines Menschen - selbst bei leichter Mobilitäts- und bzw. oder psychischer Einschränkung - im

Großen und Ganzen aufrecht erhalten werden kann. Auch betreute Wohngemeinschaften schlagen als eine Art dieser „neuen“ Wohn- und Betreuungsformen in diese Kerbe. Deren Besonderheit liegt darin, dass sich die BewohnerInnen einen Haushalt teilen, also in Gemeinschaft wohnen. Kann nun die Wahl einer neuen Gemeinschaft wie überhaupt die Ausdifferenzierung von Wohnformen auch als Hinweis auf zurückgehende familiäre Leistungen gesehen werden? Ein näherer Blick darauf soll im nachfolgenden Kapitel geworfen werden.

4 Alter & Sozialbeziehungen bzw. Netzwerke

Die Beschäftigung mit dem Integrationspotential einer Wohn-, Gemeinschafts- und Betreuungsform, die noch dazu Minoritätsstellung inne hat, wirft unter anderem die Frage auf, wie es denn sonst, „normalerweise“, um die Einbindung alter Menschen bestellt ist.

Sind es nach wie vor informelle Sozialbeziehungen wie Familien-, Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen, die neben emotionaler Unterstützung auch instrumentelle Hilfeleistungen erbringen und die die alltägliche soziale Integration gewährleisten? Führen die demografischen und sozialen Veränderungen der westlichen Gesellschaft tatsächlich zum Niedergang des sozialen Netzwerkes Familie? Ein brisantes Diskussionsthema: es scheiden sich die Geister, nicht nur medial sondern auch in der wissenschaftlichen Fachwelt, wie es um die Institution Familie steht (vgl. Majce 2003: 174). So konstatieren selbst wissenschaftliche Gegenwartsdiagnosen bezüglich des Generationenverhältnisses einerseits „zerfallende Familien“ und „Generationenkonflikte“, andererseits wird aber auch ein „harmonisches Generationenmiteinander“ beschworen. Vor allem bei medialen Kontroversen gilt es allerdings zu beachten, dass hier nicht zwischen dem anonymen, weil gesamtgesellschaftlich relevanten *Generationenverhältnis*, das vor allem hinsichtlich des Umlageverfahrens prekär scheint und der persönlichen *Generationenbeziehung* unterschieden wird.

Im Mittelpunkt der nachfolgenden Erläuterungen stehen die sozialen Beziehungen bzw. das Beziehungsnetzwerk alter Menschen. Verändert sich das Beziehungsnetzwerk im Alter und welche Faktoren spielen dabei eine Rolle? Es sei hier bereits vorweggenommen: familiäre Beziehungen stellen nach wir vor die wichtigsten Sozialbeziehungen dar und gewinnen im Alter sogar zunehmende Bedeutung. Aus diesem Grund folgt auch eine entsprechende Schwerpunktsetzung auf die Familie. Neben der allgemeinen Bedeutung und Leistungsfähigkeit der Familie sollen einzelne familiäre Beziehungen, zusätzlich aber auch andere informel-

le Beziehungen in Hinsicht auf deren Funktion und Relevanz näher betrachtet werden. Dabei findet sich empirisches Material zur besseren Veranschaulichung eingebunden. Zuvor möchte ich jedoch darauf eingehen, wie in der Literatur Beziehungsveränderungen im Alter (theoretisch) erklärt werden und welche Faktoren dabei eine Rolle spielen. Dabei soll zunächst auf die sozialgerontologische Theorie ein Blick geworfen werden, aber auch allgemeine soziologische Erklärungsansätze nicht außer Acht gelassen werden. Hierbei wurde ein „Schnell-durchlauf“ gewählt, da die theoretischen Ansätze an vielen anderen Stellen ausführlich nachgelesen werden können. Näher betrachtet werden im theoretischen Überblick jedoch die Konzepte des sozialen Netzwerkes und der soziale Unterstützung, da diese für Fragestellungen der Arbeit besonders relevant sind.

4.1 Theoretische Erklärungsansätze für Beziehungsveränderungen und -leistungen

4.1.1 Sozialgerontologische Theorien

Hinsichtlich der Frage nach der sozialen Einbindung alter Menschen dominierte in der gerontologischen Theorie lange Zeit die Diskussion zwischen Aktivitätsthese (Tartler 1961) und Disengagement-These (erstmalig Cumming und Henry 1961). Erstere betont die Notwendigkeit des gesellschaftlichen Eingebunden-Seins und sozialer Aktivität für ein zufriedenes Alter während die Zweite den sozialen Rückzug für die Zufriedenheit unabdingbar hält. Derart pauschale Sichtweisen führten unweigerlich zu Kritik. Neben der Pauschalbetrachtung wurde häufig kritisiert, dass die Wahl der Maßstäbe optimaler Anpassung implizite Werturteile darstellen (vgl. Tews 1974: 109). Trotz der Einwände sind die beiden Theorien bis heute bedeutsam, denn sie bilden die Grundlage vieler Studien und Konzepte, die teilweise noch immer bei der Umsetzung von Betreuungseinrichtungen zur Anwendung gelangen. Zusätzlich muss man ihnen die Leistung zuerkennen, dass sie strukturelle Veränderungsbedingungen hervorheben, die nichts an ihrer Aktualität eingebüßt haben (vgl. Hollstein 2002: 22).

Um ein weiteres klassisches Konzept, das – wie die beiden zuvor erwähnten – originär soziologisch begründet ist (vgl. Backes/ Clemens 2003: 123) handelt es sich bei der Kontinuitätstheorie (Rosow 1963, Atchey 1971). Dieses zeichnet sich bereits durch eine differenziertere Betrachtungsweise von individuellem Verhalten aus, es wird nämlich davon ausgegangen, dass im Alter eine Weiterführung des bisherigen Lebensstils, so auch des bisherigen Kontaktausmaßes angestrebt wird. Auch neuere Konzepte halten an der Bedeutung der Kontinuität

fest, so etwa das Modell des „social convoy“ (Antonucci 1990). Dieses geht von der Annahme aus, dass das Ausmaß sozialer Kontakte einerseits von Persönlichkeitsfaktoren, wie auch von lebensgeschichtlich geprägten Bedürfnissen und dem Lebensstil einer Person abhängt (vgl. Minnemann 1994: 34). Während diese Theorien die Bedeutung der Kontinuität betonen, fokussieren andere Theorien wiederum den Wandel, der mit zunehmendem Alter in der Regel mit einer Verkleinerung des sozialen Netzes einhergeht. Die Austauschtheorie beispielsweise betrachtet Inhalte von Transfers wie auch individuelle Ressourcen für die Aufrechterhaltung von Sozialbeziehungen. Nach ihr gilt es, sich im höheren Alter aufgrund abnehmender Ressourcen (beispielsweise aus gesundheitlichen aber auch finanziellen Gründen) oder abnehmender Wertigkeit dieser, die knappen Ressourcen einzuteilen und in Beziehungen zu investieren, die persönlich besonders bedeutungsvoll sind. Dementsprechend werden Beziehungen, die mit zu hohem Aufwand verbunden sind auch abgebrochen (vgl. Hollstein 2001: 168).

4.1.2 Allgemeine soziologische Erklärungsansätze

Zwei allgemeinsoziologische Theorien, die als Erklärung für den Wandel traditioneller Beziehungen - unabhängig vom Alter eines Individuums - herangezogen werden können, sind die Individualisierungsthese und die Theorie der sozialen Differenzierung.

Der Gründer der modernen Individualisierungsthese ist Ulrich Beck (1986, 1994). Grundsätzlich beschreibt die Individualisierung die Herauslösung des Einzelnen aus traditionellen Bindungen und die daraus resultierende Konsequenz, „Herr“ seines eigenen Lebens sein zu dürfen, aber auch zu müssen. Beck (1986: S. 206) arbeitet in seinem allgemeinen, ahistorischen Modell drei Momente der Individualisierung heraus. Dieses umfasst die Herauslösung der Individuen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen („Freisetzungsdimension“), wodurch es in weiterer Folge zu einem Verlust von traditionellen Sicherheiten in Hinblick auf das Handlungswissen, den Glauben und den leitenden Normen kommt („Entzauberungsdimension“). Diese beiden Aspekte werden durch die dritte Dimension, die „Kontroll- und Reintegrationsdimension“ allerdings wieder abgeschwächt: Beck geht nämlich davon aus, dass an die Stelle von traditionellen Bindungen und Sozialformen heute sekundäre Instanzen und Institutionen treten, also neue Arten der sozialen Einbindung entstehen.

Bereits lange Zeit vor Beck hatte Simmel festgestellt, dass Differenzierung zu neuen Verbindungen führt, „diese ganze Distanzierung Hand in Hand geht mit der Knüpfung von Beziehungen zu dem Fernsten, mit dem Interessiert-sein für weit Entlegenes, mit der Gedankenge-

meinschaft mit Kreisen, deren Verbindung alle räumliche Nähe ersetzen“ (Simmel 1989: 663, zit. n. Schroeter 2003: 26). Die Pluralisierung der Lebenslagen und –stile bedeutet also nicht per se Bindungslosigkeit, sondern dass Sozialbeziehungen frei wählbar sind und sich somit ausweiten. Die Ansicht, dass dadurch Solidarität abhanden kommt kann sogar entgegengesetzt betrachtet werden: nämlich dass die Individualisierung die Voraussetzung für Solidarität ist, dass Solidarität stärker wird, wenn traditionell zwanghafte Bindungen schwächer werden, da sich die gegenseitige Abhängigkeit erhöht und solidaritätsstiftende Notlagen im Alltag entstehen (vgl. Hondrich / Koch-Arzberger 1992: 21ff.). Die erwähnten „Abhängigkeiten“ und „solidaritätsstiftenden“ Notlagen bieten bereits einen Hinweis darauf, dass die tatsächliche Wahlfreiheit doch eher eingeschränkt ist und von sozialstrukturellen Bedingungen bestimmt wird (vgl. Keupp 1987: 39). In Kapitel 4.2 (Veränderung von Netzwerkbeziehungen im Alter) kann aufgezeigt werden, dass sowohl der Bildungsstand und das Einkommen wie auch die Variable Alter, erheblichen Einfluss auf die Netzwerkgröße von Individuen haben.

Einen weiteren Ansatz zur Erklärung des Wandels traditioneller Lebens- bzw. Familienformen stellt die Theorie der sozialen Differenzierung dar, ein systemtheoretischer Ansatz in dem davon ausgegangen wird, dass sich aufgrund wandelnder gesellschaftlicher Verhältnisse auch Familiensysteme ausdifferenzieren. So stellt auch die traditionelle „Normalfamilie“ einen Entwicklungsschritt dieses Differenzierungsprozesses dar. Auch sie hat mittlerweile ihre Monopolstellung wieder verloren, da sich daneben verschiedene Familienformen verbreitet haben (vgl. Peuckert 2005: 376).

Diese Wandlungstendenzen und die These der gestiegenen Pluralität von Familienformen werden ambivalent diskutiert. Einerseits werden der Bedeutungsverlust der Ehe und Familie und deren quantitativer Rückgang bedauert und andererseits wird die Pluralität sowie die Chance der neuen Wählbarkeit betont (vgl. Nave-Herz 1994).

Für ältere Menschen mögen individualistische Tendenzen für den eigenen Lebenslauf vielleicht weniger von Bedeutung sein. Da aber vor allem der Lebenslauf von Frauen stark von Individualisierungstendenzen betroffen ist, ist es den Töchtern und Schwiegertöchtern alter Menschen bereits heute aufgrund der Berufstätigkeit meist nicht mehr möglich, die Elterngeneration umfassend zu unterstützen und zudem ist auch die Bereitschaft dazu nicht mehr uneingeschränkt vorhanden. Aus diesem Grund gewinnen die Betreuung und bzw. oder Pflege durch soziale Dienste bzw. neue Betreuungseinrichtungen (wie beispielsweise die betreute

Wohngemeinschaft) immer mehr an Bedeutung und auch die Anforderungen an die soziale und räumliche Umwelt steigen dadurch an.

4.1.3 Konzept des sozialen Netzwerkes

Wie elaboriert die Methodik der Netzwerkanalyse auch sein mag, auf deren theoretische Fundierung trifft dies weniger zu. Vielmehr sind die theoretischen Positionen sehr unterschiedlich ausgearbeitet. Diaz-Bone (1997) fasst den Theoriestand wie folgt zusammen: „der Grad der Explikation reicht von verstreuten theoretischen Bemerkungen über ausgewiesene Postulate (Theoreme) bis hin zu Prototypen von Handlungstheorien (Ronald S. Burt und Mark Granovetter)“ (S. 5).

Zunächst gilt es natürlich einmal den Begriff zu klären. Also, wann spricht man von einem Netzwerk? Nach Mitchell (1969) handelt es sich bei einem Netzwerk um eine durch Beziehungen eines bestimmten Typs verbundene Menge von sozialen Einheiten, wie beispielsweise Personen (Pappi 1987: 13). Es handelt sich dabei also um ein System sozialer Beziehungen, ein Beziehungsgeflecht zwischen sozialen Akteuren. Dabei spielen nicht nur die einzelnen Individuen eine Rolle, sondern es geht auch um die strukturellen Bedingungen, die die Handlungsmöglichkeiten von Akteuren bestimmen. Theoretische Ansätze, die die Verbindung der Struktur- und Handlungsebene (der Mikro- und Makroebene) zum Ziel haben, sind (wie eingangs erwähnt) strukturelle Handlungstheorien. Die strukturelle Handlungstheorie von Burt (1982) geht von der Annahme aus, dass die Interessen, Ressourcen und Handlungsbedingungen von Akteuren von ihrer Position in der Sozialstruktur abhängig sind (strukturelle Komponente), wobei die Handlungen des „zweckorientierten Akteurs“ auch auf die Strukturen zurückwirken, diese reproduzieren und auch verändern (akteursbezogene Komponente) (vgl. Jansen 2006: 17). Granovetters (1985) Theorie der Embeddedness richtet sich gegen Theorien, die Handlungen von Akteuren unabhängig vom sozialen Kontext sehen und betont vielmehr die Abhängigkeit der Handlungen der Akteure von ihrer sozialen Einbindung (vgl. ebd.).

Ein weiteres Modell, das als theoretischer Hintergrund zur Analyse sozialer Netzwerke diente, ist das des sozialen Kapitals, ein Begriff der ursprünglich von Pierre Bourdieu (1983) stammt und von James Coleman (1988, 1990) aufgegriffen wurde. Bourdieu spricht hinsichtlich des sozialen Kapitals von „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“

(Bourdieu 1983: 195). Coleman fasst den Begriff differenzierter auf und arbeitet einzelne Dimensionen des sozialen Kapitals heraus, so begünstigen beispielsweise bestimmte soziale Strukturen Unterstützungsleistungen, dienen als Informationskanäle, können aber auch eine normative Struktur darstellen, die aufgrund von effektiven Sanktionen gleichzeitig ein hohes Maß an sozialer Kontrolle bietet (vgl. Diaz-Bone 1997:136). Es geht also hier auch bereits um Inhalte sozialer Beziehungen: bei Coleman werden etwa Hilfeleistungen und soziale Unterstützung angesprochen und auch Bourdieu sieht „für die Reproduktion von Sozialkapital [...] unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten erforderlich, durch die sich die gegenseitige Anerkennung immer wieder neu bestätigt. Bei der Beziehungsarbeit wird Zeit und Geld und damit, direkt oder indirekt, auch ökonomisches Kapital verausgabt“ (Bourdieu 1983: 193). Das Konzept des sozialen Netzwerkes ist untrennbar mit diesen Aspekten verbunden, geht es doch immer auch um das Aufspüren von Funktionen und Inhalten der Sozialbeziehungen, wie auch der Betrachtung der Kosten- und Nutzenrechnung bezüglich des sozialen Austausches durch den einzelnen Akteur.

4.1.4 Konzept der sozialen Unterstützung (social-support)

Mit den Inhalten von Sozialbeziehungen befasst sich das Konzept der sozialen Unterstützung (oder social support). Es ist meist ein Teil der Netzwerkanalyse. Für dieses Konzept gilt ähnliches wie für das Netzwerkkonzept: es basiert auf keiner eigenständigen Theorie und zusätzlich kommt zu dessen Erfassung erschwerend hinzu, dass der Begriff sehr unterschiedlich verwendet wird (Diaz-Bone 1997: 110). Auf Shumaker und Brownell geht der Vorschlag zurück, das Konzept der sozialen Unterstützung auf Grundlage der Austauschtheorie zu betrachten: „damit wird die Interaktion als Tausch und deren Prozesshaftigkeit in den Mittelpunkt gerückt und Fragen der Reziprozität, der Bewertung durch mindestens einen der Interagierenden, des Nutzens und der Kosten sozialer Unterstützung“ (ebd. 111f.) in den Mittelpunkt gerückt.

Eine umfangreiche Systematisierung von Unterstützungsleistungen wurde von Diewald (1991) entwickelt. Er unterscheidet drei Bereiche sozialer Unterstützung. Der erste beinhaltet konkrete Interaktionen (den Verhaltensaspekt), die zweite die Vermittlung von Kognitionen (Anerkennung) und die dritte die Vermittlung von Emotionen (Geborgenheit) (vgl. Tabelle 1). Während die erste Kategorie als soziologische gesehen werden kann, beinhalten die beiden anderen psychologische Dimensionen.

| Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung | | |
|---|---|--|
| 1. Konkrete Interaktion (Verhaltensaspekt) | 2. Vermittlung von Kognitionen | 3. Vermittlung von Emotionen |
| 1. Arbeitshilfen - Personenbezogene - güterbezogene | 9. Vermittlung von Anerkennung - persönl. Wertschätzung (Achtung) - Status-Vermittlung | 14. Vermittlung von Geborgenheit |
| 2. Pflege | 10. Orientierung | 15. Vermittlung von Liebe und Zuneigung |
| 3. Materielle Unterstützung - Sachleistungen - Geld | 11. Vermittlung eines Zugehö- rigkeitsbewusstsein - Beteiligung - Gebraucht-Werden | 16. Motivationale Unterstützung |
| 4. Intervention | 12. Erwartbarkeit von Hilfe | |
| 5. Information | 13. Ort f. den Erwerb sozialer Kompetenz | |
| 6. Beratung - Sachbezogene - Persönliche Dinge | | |
| 7. Geselligkeit | | |
| 8. Alltagsinteraktion | | |

Tabelle 1: Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung (Diewald 1991: 71).

Hinsichtlich der Frage nach der Aufgabenteilung in sozialen Netzwerken, also welche Personen welche Funktionen erfüllen bzw. für welche Inhalte verantwortlich sind, bestehen zwei Ansichten. Die erste ist die These der hierarchischen Kompensation (Cantor 1979, 1991). Nach dieser bestehen kulturelle Vorlieben, an wen sich eine Person bei Unterstützungs- bzw. Hilfebedarf wendet. Diese Präferenz ist vor allem von der Beziehungsart und weniger von der Art der Unterstützung abhängig. Im Wertsystem Älterer führen dabei nahe Verwandte (Partner und Kinder), danach kommen Freunde und zuletzt Organisationen und professionelle Helfer für eine Unterstützung in Frage (Künemund/ Hollstein 2000: 214f.). Die zweite theoretische Position ist die der „funktionalen Spezifität“ (Litwak 1985/ Messeri et al. 1993). Die Bezeichnung drückt bereits aus, dass hier die Art der Aufgabe in Kombination mit anderen Anforderungen (wie räumliche Nähe oder Zeitaufwand) die Unterstützungsperson bestimmt. Im Gegensatz zur erstgenannten Theorie, können in dieser auch Nachbarn – eben wegen der räumlichen Nähe – oder Freunde – wegen des gemeinsamen Erfahrungshorizontes – eine wichtige Rolle spielen (vgl. Künemund/ Hollstein 2000: 216). Empirisch konnten allerdings keine Belege für die Gültigkeit einer dieser Theorien gefunden werden. Deshalb gilt es auch, die Mehrdeutigkeit sozialer Unterstützung zu sehen bzw. bei Erhebungen in Erwägung zu ziehen (vgl. ebd.).

Bezüglich der Wirkungsweise und der Mechanismen sozialer Unterstützung existieren ebenso unterschiedliche Auffassungen. So wird etwa zwischen „sozialer Unterstützung als alltäglicher Unterstützung und sozialer Unterstützung im Bedarfs- bzw. Krisenfall“ unterschieden (Diaz-Bone 1997: 116). Grundsätzlich konstatiert die Stress- und Lebensereignisforschung eine stressmindernde und protektive Wirkung sozialer Beziehungen. So konnte beispielsweise gezeigt werden, dass belastende Lebensumstände bzw. deren Auswirkung je nach sozialer Einbettung eines Individuums unterschiedlich sind (vgl. Minnesmann 1994: 32). Wie dabei soziale Beziehungen auf das Wohlergehen wirken, kann unterschiedlich gesehen werden: einerseits wird ein direkter, unmittelbarer Effekt angenommen, der unabhängig von einer belastenden Situation wirkt, oder wie Nestmann es ausführt: „Diese Wirkungen sind im Grunde mehr sozial unterstützende Aspekte allgemeiner Rollenbeziehungen und zwischenmenschlicher Interaktionen, also mehr oder weniger unintendierte und unbeabsichtigte Nebenprodukte und Begleiterscheinungen alltäglichen Zusammenlebens. Unterstützung liegt eher in dem, was die Betroffenen aus ihren Bezügen herausziehen, als in dem, was ihre Bezugspartner als Hilfe bei erkannter Belastung anbieten“ (Nestmann 1988: 80). Ähnliches hatte auch Durkheim in seiner Anomietheorie befunden, in dem er davon ausging, dass die soziale Integration wesentlich für den Erhalt des psychosozialen Wohlbefindens sei und den Menschen vor Unsicherheitszuständen und Verwirrtheit bewahre (vgl. ebd.).

Treten nun besondere belastende Ereignisse auf, geht man in der sozialpsychologischen Stressforschung von einem „Puffereffekt“, also einem indirekten Effekt sozialer Unterstützung aus. Die Unterstützungspersonen helfen dem betroffenen Individuum bei der Bewältigung einer Belastung, das setzt allerdings eine aktive Auseinandersetzung mit der belastenden Situation voraus (vgl. Diaz-Bone 1997: 117). Diese stressreduzierende Form der Unterstützung kann auch dazu beitragen, die negativen Folgen eines Ereignisses zu neutralisieren bzw. zu kompensieren (vgl. ebd.).

Bisher wurden mehrere Facetten der positiven Wirkung von Sozialkontakten und Unterstützungsnetzwerken dargestellt und als wichtige Ressourcen der alltäglichen Lebensgestaltung aber auch zur Bewältigung von Problem- oder Belastungssituationen festgehalten. Allerdings muss die Wirkungsweise sozialer Unterstützung nicht zwingend positiv sein, ebenso kann ein Netzwerk „eine Quelle von sozialem Stress“ darstellen (Schwarzer/ Leppin 1989: 4). Obendrein zeigt Rook (1984) in ihren Untersuchungen, dass die negative Wirkung sozialer Unterstützung stärker erlebt wird, als die Positive (vgl. Minneman 1994: 33). Vor allem konfliktträchtige Familienbeziehungen zählen zu derart sozialen Stressoren.

Aber nicht nur die Beziehung selbst spielt für das Auftreten belastender Effekte eine Rolle. Laireiter und Lettner (1993) unterscheiden beispielsweise 6 Aspekte an negativen Effekten: so kann selbst die „normale“ Unterstützung als belastend empfunden werden, da sie zur Bedrohung des Selbstwertgefühls und Unterlegenheitsgefühlen führt, daneben kommt es zu belastenden Momenten, wenn die angebotene oder bereitgestellte Hilfe falsch oder unangemessen (inadäquat) ist bzw. vom Hilfeempfänger so aufgefasst wird, wenn Unterstützungserwartungen enttäuscht werden, wenn es zur Überversorgung kommt („exzessive Hilfe“), die Beziehung problematisch ist oder „belastungsbedingt ineffektiv“ wirkt (Diaz-Bone 1997: 119f.).

Daneben kann auch die Bilanz erhaltener und gegebener Unterstützung negative Effekte auf die Beziehung haben. Durch die Versorgungsabhängigkeit kommt es zu einer ungleichen Situation: die erhaltene Unterstützung und Hilfe kann nicht mehr zurückgegeben werden, wodurch wiederum Druck und Belastung, also eine Beeinträchtigung des Wohlbefindens zunehmen kann (vgl. Nestmann 1988: 90ff.). Solche Aspekte der Ungleichheit von ausgetauschter Unterstützung werden unter dem Begriff der Reziprozität diskutiert. So betrachtet etwa Diewald Reziprozität als „wesentliche Voraussetzung für das Funktionieren von Unterstützungsleistungen“ (1991: 117). Er meint, dass der Austausch von Hilfe nur auf wechselseitiger Basis möglich sei, wobei bei länger dauernden Beziehungen auch eine Art Vertrauensvorschuss auf spätere Leistungen gegeben ist und somit ein „Überschuss an Investitionen in einer Beziehung“ akzeptiert werden kann (Diewald 1991: 121). Dies setzt zum einen dauerhafte und zum anderen vertrauensvolle Beziehungen voraus, Elemente die vor allem für familiäre Beziehungen als grundlegend angesehen werden.

Es soll nun aber den theoretischen Zugängen der Rücken gekehrt und der Blick auf die Empirie gerichtet werden. Im Mittelpunkt stehen dabei die in empirischen Studien ermittelten Veränderungen von sozialen Beziehungen mit zunehmendem Alter, die Darstellung der wesentlichen Beziehungsarten, wie auch deren Inhalte und Funktionen, also des Aspekts der sozialen Unterstützung.

4.2 Veränderung und Zusammensetzung von Netzwerken im Alter

Betrachtet man nun *nur* die skizzierten Theorien hinsichtlich der Frage, ob es nun zu einer quantitativen Veränderung der Sozialkontakte im Alter kommt, kann man Belege für einen Rückgang, wie auch für eine Stabilität des Beziehungsnetzwerkes finden. Empirisch gesehen

geht jedoch die durchschnittliche Netzwerkgröße mit zunehmendem Alter zurück. Allerdings verändert sich nicht nur die Größe sondern auch die Zusammensetzung: während die Anzahl an Freunden und nicht verwandten Personen schneller zurückgeht, nimmt der Anteil Verwandter sogar eher zu, womit die Dichte des sozialen Netzwerkes steigt, während die Altershomogenität mit dem Alter sinkt (vgl. Wagner/ Wolf 2001).

Hinsichtlich dieser Netzwerkveränderung gilt es zu hinterfragen, inwiefern das Alter bzw. sozialstrukturelle Bedingungen, die damit einher gehen, eine Rolle spielen oder wie bei Höpflinger (2006) ausgedrückt, „Effekte des Alters bzw. der Langlebigkeit“ oder aber auch Kohortenunterschiede bzw. generationsspezifische Unterschiede vorliegen. Es stellt sich also auch die Frage, inwiefern beispielsweise das Heiratsalter, die Kinderzahl oder die Bedeutung von außerfamiliären Sozialbeziehungen (etwa zu Freunden oder zu Bekannten) relevant sind (vgl. Höpflinger 2006: 2). Wagner und Wolf stellen im Rahmen ihrer Analysen auf Basis des ALLBUS fest, dass die Reduktion der Netzwerkgröße auf Altersveränderungen und nicht auf Kohortendifferenzen basiert und dies obwohl teilweise beträchtliche Kohortendifferenzen, beispielsweise hinsichtlich der Kinderzahl bestehen (Wagner/ Wolf 2001: 529ff.). Solche Altersveränderungen umfassen (wie in Kapitel 2. ausgeführt) den Wandel der Gelegenheitsstruktur durch die berufliche Ausgliederung, die Veränderung des Familienstandes, v.a. durch das Verwitwen und den gesundheitlichen Zustand. Die Variable, die nach Auswertungen auf Basis des ALLBUS den stärksten Einfluss auf die Netzwerkgröße hat, ist der Familienstand. So sind die außerhäuslichen Netzwerke von Alleinlebenden (egal ob der Grund dafür in einer Trennung, Verwitwung oder dem Ledigenstatus liegt) signifikant kleiner als die von verheirateten Personen (Wagner/ Wolf 2001: 541). Aber auch eine höhere Schulbildung wird sich positiv auf die Anzahl der Netzwerkpersonen aus (ebd.). Es kann für höher gebildete Personen angenommen werden, dass sie sozial und kulturell aktiver sind und somit mehr Gelegenheiten zum Knüpfen von Beziehungen haben, aber auch deren soziale und kulturelle Kompetenzen können höher eingeschätzt werden. Ein Faktor, der die Teilhabe an sozialen Aktivitäten wesentlich erleichtert oder auch erst ermöglicht, ist der Gesundheitszustand einer Person. So gelten die Zusammenhänge zwischen dem gesundheitlichen Zustand und den sozialen Beziehungen als bestätigt, obwohl die Wirkungsmechanismen dabei jedoch ungeklärt bleiben: so ist es einerseits möglich, dass ein Mangel an sozialen Beziehungen auf Dauer gesundheitsschädlich wirkt, ebenso plausibel - wenn nicht gar naheliegender - ist es, dass es einer gesunden Person leichter fällt Sozialkontakte zu knüpfen und aufrecht zu erhalten (vgl. Knesebeck 1997: 67).

Auch die empirischen Analysen der Berliner Altersstudie bestätigen die Zusammenhänge zwischen den strukturellen Bedingungen und der Netzwerkgröße (vgl. Wagner et al. 1996: 311). Auch hier wurden die Zusammenhänge zwischen dem Familienstand und der Netzwerkgröße, wie auch zwischen der Haushaltsart und der Größe des Netzwerkes betrachtet: so nannten Verheiratete im Durchschnitt 14,1 Netzwerkpartner, bei Verwitweten betrug die Anzahl der genannten Personen bereits um 3,5 Personen weniger und umfasste 10,6 Nennungen und Geschiedene verfügten um weitere 3 Personen weniger, nämlich 7,6 Netzwerkpartner. Die gewählte Trennung vom Partner führt demnach zu einer weit stärkeren Spaltung gemeinsamer Kontakte, als die bei einer unfreiwilligen Trennung, also der Verwitwung der Fall ist. Bei letzterer Art besteht allerdings nicht die Notwendigkeit, sich mit einer Seite zu Solidarieren, wie das bei Scheidungen häufig der Fall ist sondern es ist von den Inhalten der Beziehung bzw. deren Konzentration auf die Person abhängig, ob nach der Verwitwung eine Beziehung weiterbesteht (Hollstein 2003: 163).

Weniger überraschend ist das Ergebnis, das kinderlose Ältere kleinere Netzwerke (8,1) haben als solche mit Kindern (12). Allein die fehlenden Kinder bzw. das Fehlen deren eigener Familie führen zu dieser Reduktion.

Die Betrachtung der Netzwerkgröße in Zusammenhang mit der Haushaltsform ergab, dass BewohnerInnen institutioneller Einrichtungen mit durchschnittlich 4,5 Personen über weit kleinere soziale Netzwerke verfügen, als dies bei Personen in Privathaushalten der Fall ist, deren Mittel lag bei 11,3 Partner. Hier gilt es allerdings die o.a. Zusammenhänge aufgrund des Gesundheitszustandes zu beachten und zudem ist anzunehmen, dass auch die mangelnde soziale Einbindung für die Übersiedlung in eine institutionelle Einrichtung mitverantwortlich war.

Wie sind aber nun die Gesamtnetzwerke Älterer zusammengesetzt? Gibt es hierbei Faktoren, die eine stärkere Familienorientierung bewirken? Ein unumstrittener Einflussfaktor scheint dabei der Bildungsgrad zu sein. So ist der Anteil an Freunden und Bekannten im Gesamtnetzwerk bei höher gebildeten Personen größer (vgl. Wagner et al. 1996: 84). Während Wagner et. al. auch einen Zusammenhang zwischen dem Familienstand und dem Anteil an Freunden eruiert haben - und zwar dass der Freundesanteil bei Unverheirateten größer als bei verheirateten älteren Menschen ist (vgl. ebd.) - stellt Höpflinger (2006) fest, dass „die Zahl naher Freunde [...] vom Vorhandensein eines Partners bzw. einer Partnerin oder von Generationenbeziehungen (Kinder, Enkelkinder) [...] unabhängig“ ist (S. 16). Fest steht zumindest die höhere Familien- und Kinderorientierung bei Pflichtschulabsolventen und eine höhere Freun-

desorientierung bei Absolventen einer höheren Ausbildung. Kahn und Antonucci (1980) sprechen diesbezüglich von den „akteursbezogenen“ Aspekten, weil die Wahrnehmungen und Interessen der Akteure eine ebenso wichtige Rolle spielen, wie dies die „situativen“ Aspekte oder die Gelegenheitsstrukturen, wie eben beispielsweise der Familienstand tun (zit. nach Hollstein 2003: 154).

Wie sich einzelne Beziehungen - innerhalb aber auch außerhalb der Familie - nun gestalten, deren Merkmale, Bedeutung und Inhalte bzw. Leistungen, soll nun in den nachfolgenden Abschnitten genauer betrachtet werden.

4.3 Familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen im Alter

Bevor nachfolgend einzelne Familienbeziehungen näher betrachtet werden, soll zunächst auf den Begriff und auch auf die wesentlichen Funktionen der Familie – auch hier in Hinblick auf das Alter - eingegangen werden.

Wenn von einer Familie die Rede ist, sind im engeren Sinn die Familienbeziehungen innerhalb der Kernfamilie, also zwischen Eltern und ihre Kinder und im weiteren Sinne auch sonstige verwandtschaftliche Beziehungen gemeint. Für die verwandtschaftlichen Abstammungslinien innerhalb der Familie (Großeltern, Eltern, Kinder, Enkelkinder) wird auch der Begriff *Generationenbeziehung* verwendet. Im Alter sind natürlich nicht mehr alle Funktionen der Ehe und Familie, wie sie aus funktionalistischer und differenzierungstheoretischer Sicht bestehen von Relevanz (vgl. Nave-Herz 2004: 95): so sind die Reproduktions- und Sozialisationsfunktion in der Regel auf frühere Lebensabschnitte beschränkt. Die „Platzierungsfunktion“, womit die Zuweisung in eine gesellschaftliche Position aufgrund der Herkunft gemeint ist, spielt in der heutigen Gesellschaft eine immer geringere Rolle. Für alte Frauen jedoch, kann die Positionszuschreibung aufgrund der beruflichen Stellung ihres Ehemanns noch heute von Bedeutung sein. Die Freizeitfunktion hingegen, spielt aufgrund der geänderten Zeit- und Gelegenheits- wie auch Relevanzstruktur im Alter eine sehr große Rolle.

Ganz allgemein liegt die besondere Bedeutung der Familie in ihrer lebenslang anhaltenden sinn- und identitätsstiftenden Funktion. Im Alter können die in der Familie geleisteten Unterstützungen und Transferleistungen wieder einen vorrangigen Stellenwert gewinnen. Dass diese auch zum allergrößten Teil geleistet werden, liegt nicht zuletzt an den Erwartungen und Ansprüchen, die in der gegenwärtigen westlichen Gesellschaft mit der Familie verbunden werden. Denn nicht nur Affektivität und Zuneigung sind in der Familie verortet sondern es

spielen auch verinnerlichte Pflicht- und Schuldgefühle eine Rolle (vgl. Fooker 1999: 219). Welche Inhalte und Leistungen besonders mit der Familie in Zusammenhang stehen und wie es derzeit in der „Realität“ aussieht, soll nun im nachfolgenden Teil betrachtet werden.

4.3.1 Innerfamiliäre Solidaritätsbeziehungen und -leistungen

Ein wesentliches Kennzeichen des Beziehungssystems Familie ist dessen Dauerhaftigkeit: familiäre Bindungen bestehen in der Regel ein Leben lang oder auch darüber hinaus. Wenn es um Beziehungen zwischen einzelnen Familienmitgliedern geht, wird gerne von Solidaritätsbeziehungen gesprochen. Der Solidaritätsbegriff ist ein schillernder und gleichzeitig schwer zu fassender Begriff. Ohne auf den vielschichtigen Terminus hier weiter eingehen zu wollen, lässt sich die Verwendung in Zusammenhang mit Familienbeziehungen leicht durch den alltagssprachlichen Gebrauch erklären, dort wird er nämlich als „ein Gefühl der Zusammengehörigkeit“ (Hondrich/ Koch-Arzberger 1992: 12) verstanden. Auch die Leistungen, die innerhalb von familiären Generationen getauscht werden, können anhand eines Solidaritätskonzeptes kategorisiert werden. So unterscheidet Szydlik (2000: 38f.) die funktionale, affektive und assoziative Solidarität. Erstere bezieht sich auf Handlungen und umfasst monetäre Transfers, instrumentelle Hilfeleistungen (worunter eine Bandbreite von Tätigkeiten fallen wie beispielsweise Haushaltshilfe, Besorgungen, Pflege, Enkelbetreuung) aber auch Trost und Aufmunterung und Koresistenz, womit das Zusammenleben in einem Haushalt gemeint ist. Die affektive Solidarität bezieht sich auf die emotionale Nähe und Zuneigung zwischen den Familienmitgliedern. Die drittgenannte, die assoziative Solidarität umfasst gemeinsame Aktivitäten und die Art bzw. Häufigkeit des Kontaktes.

Auch wenn familiäre Generationen durch ein Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden sind, müssen Generationsbeziehungen nicht zwingend harmonisch, genauso wenig wie sie per se konfliktbeladen sein. Realistischer scheint es, die Möglichkeit einer gewissen Gleichzeitigkeit oder Ambivalenz in Betracht zu ziehen. Die lebenslange Verbindung, in der sich auch die Verlässlichkeit begründet, kann auch zur lebenslangen Verpflichtung werden. Zu den Gründen „intergenerationaler Ambivalenz“ zählen der Widerspruch zwischen Abhängigkeit und Autonomie, der vor allem bei Hilfsbedarf jeglicher Art gegeben ist, oder unterschiedliche Auffassungen über die Beziehungsgestaltung oder -inhalte, also letztendlich über Rechte und Pflichten zwischen den Generationen (vgl. Lüscher/ Pillemer 1998: 417ff., zit. nach Szydlik 2000). Die Zugehörigkeiten zu verschiedenen Generationen können zwar zu Spannungen füh-

ren. Von einer Distanzierung der Generationen oder gar einem Generationenkonflikt im Sinne nachlassender Solidarität kann allerdings nicht gesprochen werden. Einschlägige Studien aus mehreren Ländern belegen nämlich, dass die gegenwärtige Familie noch ein hohes Maß an intergenerationaler Solidarität bietet (Majce 2003: 178).

Auch in Österreich finden 90 % der Transfers, Hilfen und Unterstützungen in der engen Verwandtschaft statt (Hörl/ Kytir 2001: 52ff)! Um Unterstützungsleistungen detailliert erfassen zu können, erhob der österreichische Generationensurvey (1998) den Hilfebedarf nach 13 verschiedenen Situationen, betrachtet über einen Zeitraum von 2 Jahren. Die häufigsten Situationen, die bei der Altersgruppe der über 60-Jährigen mit einem Bedarf an Unterstützung einhergingen waren mit 43 % der Bedarf von Hilfestellungen bei Arbeiten im Haus bzw. der Wohnung, bei Reparaturen, schweren Arbeiten und der Hausarbeit. Weitere 41 % hatten einen Unterstützungsbedarf bei vorübergehender Pflege und Betreuung im Falle einer kurzen Krankheit und 40 % für ein ausführliches Gespräch oder Aussprache bei Kummer und persönlichen Problemen. In den genannten Bereichen bestand allerdings ein weit höherer Hilfebedarf seitens der jüngeren Altersgruppen. Die höchsten Anteile innerhalb der vier Altersgruppen erzielten die über 60-Jährigen bei den Kategorien Begleitung bei Wegen, Hinbringen/Abholen (34 %), Einkaufen, Besorgungen erledigen (31 %) und dauerhafter Pflege bei Krankheit oder Pflegebedürftigkeit (12 %). Begründet werden kann dies wohl damit, dass diese Bereiche für jüngere Altersgruppen eine geringere Rolle spielen. Nun ist der Hilfebedarf allein wenig aussagekräftig, so lange nicht klar ist, ob er auch ausreichend gedeckt werden konnte. In der gleichen Studie wurden für alle Altersgruppen erhoben, dass mindestens 98 % derer, die Hilfe benötigen, diese auch im ausreichenden Maß erhalten haben (Majce 2003: 180).

4.3.2 Gesonderte Betrachtung einzelner Familienbeziehungen

Möchte man einzelne Familienbeziehungen nach ihrer Wichtigkeit in eine hierarchische Ordnung bringen, steht an oberster Stelle der oder die (Ehe-)PartnerIn als die wichtigste Bezugs- und Unterstützungsperson, natürlich sofern vorhanden (vgl. dazu Kapitel 2). Diese Erkenntnis belegt beispielsweise auch der deutsche Alterssurvey: die darin ermittelten Ergebnisse zeigen, dass der Partner bzw. die Partnerin in kognitiver, wie auch in emotionaler und instrumenteller Hinsicht bei den 70 bis 85-Jährigen als Unterstützungsperson den ersten Rang einnimmt (vgl. Künemund, Hollstein 2000: 254). Während allgemein die Themen Scheidung und Verwit-

wung häufig thematisiert werden, wurde dem Thema langjährige Partnerschaft bisher eher wenig Beachtung geschenkt. Dabei erreichen Ehen aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung heute eine historisch noch nie da gewesene Dauer. So sind etwa Ehedauern von 50 Jahren heute keine Seltenheit mehr (vgl. Richter 1999). Ob altersbedingte Veränderungen, wie etwa die neue Zeitstruktur der partnerschaftlichen Beziehungen gut tun oder sie eher vor Probleme stellen, wird empirisch ambivalent beurteilt. Verschiedene Studien belegen eine höhere Zufriedenheit mit der Partnerschaft im Alter im Vergleich zu früheren Jahren, anderorts werden aber auch zunehmende Konflikte, ein Auseinanderleben und sinkendes Interesse an gemeinsamen Aktivitäten festgestellt (vgl. Zartler et al. 1999: 223). Nichtsdestotrotz ist die Partnerschaft als ein „Typ sozialer Integration“ von unschätzbarem Wert, da sie eine gesellschaftliche Beteiligung und soziale Aktivität im Alter erleichtert oder auch ermöglicht. Es gilt zudem als belegt, dass das Leben in einer Partnerschaft dazu führt, dass sich Menschen sozial aktiver und weniger einsam fühlen und auch seltener an Depressionen leiden (vgl. ebd.).

An zweiter Stelle einer hierarchischen Betrachtung familiärer Beziehungen stehen die erwachsenen Kinder wie auch Schwiegerkinder. Auch hier lässt sich natürlich der Nebensatz, sofern vorhanden, einfügen. Dies ist grundsätzlich gemäß des 1998 erhobenen Mikrozensus für 89 % aller in Privathaushalten lebenden Männer und 86 % der Frauen im Alter von 60 Jahren und mehr der Fall (Hörl/ Kytir 2000: 66). Hinsichtlich der Beziehungsqualität zwischen Eltern und ihren Kindern wird in der Literatur nahezu allerorts die Formel „Intimität auf Abstand“ (Rosenmayr 1990: 166) beschworen. Demnach leben die Kinder meist nicht mit ihren Eltern in einem gemeinsamen Haushalt, halten jedoch sehr enge Verbindungen aufrecht. Das Beziehungsgeflecht zwischen ihnen wird im österreichischen Seniorenbericht (Hörl/ Kytir 2000: 74) sogar als „sehr dicht“ beschrieben, so haben mehr als die Hälfte aller Älteren (55 %) in irgendeiner Form täglich Kontakt mit einem Kind. Fasst man nun den Maßstab noch enger und sieht sich nur die Besuchskontakte an, sind es nur 2 % der Personen über 60 Jahren, die überhaupt keinen Besuchskontakt zu ihren (erwachsenen) Kindern haben. Fasst man eine Besuchshäufigkeit von weniger als einmal in der Woche bereits als selten auf, so ist davon nicht einmal ein Fünftel der genannten Altersgruppe betroffen (ebd.). Die Häufigkeit von Besuchen, wie auch das erhebliche Ausmaß an Unterstützung kann bereits als Hinweis darauf gesehen werden, dass die Wohnentfernungen zwischen Eltern und ihren Kindern meist nicht sehr groß ist. Auch für die emotionale Enge der Beziehung spielt die räumliche Entfernung eine wichtige Rolle (vgl. Kohli et al. 2000: 179).

Hinsichtlich der Beziehungsqualität zwischen Eltern und ihren Kindern kann demnach ein äußerst positives Bild gezeichnet werden. Angesichts individualistischer Tendenzen, wie auch dem sich für so manches „erwachsene Kind“ ergebende Spannungsfeld, ein eigenes (Familien-)Leben zu führen und dabei gleichzeitig den Verpflichtungen gegenüber den alternden Eltern gerecht zu werden, überrascht diese Beziehungsqualität durchaus. Wie lässt sich diese Beziehungsdichte begründen, basiert sie auf einem Pflichtgefühl oder überwiegt doch die emotionale Verbundenheit? Einer deutschen Studie (Schütze/ Wagner 1995) zufolge trifft beides zu: instrumentelle Hilfe von Kindern wurde demnach am ehesten erbracht, wenn die Kinder in der Nähe oder die Eltern allein wohnten. Die Beurteilung der Beziehungsqualität spielte dabei keine Rolle, d.h. die Kinder sahen es offenbar als ihre Pflicht, den Eltern praktische Hilfe zu leisten. Emotionale Unterstützung wiederum war ausschließlich von der Beziehungsqualität zwischen Eltern und ihren Kindern abhängig (vgl. Schütze 1997: 105f.). In der Nähe lebende Kinder bedeuten somit eine relativ gute Garantie für Unterstützungsleistungen einerseits, sind aber auch für die soziale Einbindung im Alter bedeutsam.

Die gestiegene Lebenserwartung führt dazu, dass immer mehr Großeltern das Aufwachsen ihrer Enkel miterleben können. Im Gegensatz zum Eltern-Kind-Verhältnis beruht die Großeltern-Enkel-Beziehung weit mehr auf Freiwilligkeit und es fehlt auch an vordefinierten Rollenmodellen der Beziehungsgestaltung (vgl. Wilk 1999: 253f.). Die in der Literatur vorfindbaren Typisierungen verschiedener Großelternstile können wohl als Beleg dafür angesehen werden. Diese Typenbildungen reichen etwa – in einer sehr groben Kategorisierung - von einer nicht vorhandenen Beziehung über Spaßbeziehungen bis hin zur Ersatzelternschaft. Eine wesentliche Veränderung zur früheren Beziehungsauffassung ist die Zunahme von Zuneigung, Liebe und Freundschaft auf Kosten von Autorität und Überlegenheit der Älteren (vgl. ebd. 255f.).

Die Beziehung zu Geschwistern ist die einzige im engeren Verwandtenumfeld zur gleichen Generation (ferner folgen Cousinsen und Vettern) und dauert in der Regel auch länger als die zum Partner, den Kindern oder den eigenen Eltern. Das Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem eigenen Bruder oder der Schwester ergibt sich nicht zuletzt aufgrund der langen, gemeinsamen Lebensgeschichte: „gemeinsame Erinnerungen, gemeinsam erlebte epochale Ereignisse, gemeinsam erlebte familiäre Freuden und Belastungen und die gemeinsame Familiengeschichte“ (Minnemann 1994: 49) kennzeichnen geschwisterliche Beziehungen. Aus empirischen Erhebungen geht hervor, dass Geschwister im Alter wieder mehr Bedeutung gewinnen

und Kontakte zwischen ihnen häufig wieder intensiviert werden (vgl. Fooken 1999: 231). Während die Angehörigkeit zur gleichen Generation das Zusammengehörigkeitsgefühl verstärkt, geht damit auch der Nachteil einher, dass der Verlust der Geschwister quasi Alltag wird. Von den 60 bis 64-Jährigen haben noch 74 % lebende Geschwister und dieser Anteil hat sich bei der Gruppe der über 85-Jährigen bereits auf 37 % reduziert (Zartler et al. 1999: 229). Auch der Befund, dass Geschwister hinsichtlich instrumenteller Hilfeleistungen nur eine geringe Rolle spielen, dürfte auf die gleiche Generationenzugehörigkeit zurückzuführen sein. Ebenso wie bei anderen verwandtschaftlichen Beziehungen ist die geografische Entfernung des Wohnortes eine wesentliche Komponente hinsichtlich der Intensivität des Kontakts. Für die Beziehungsebene zu den Geschwistern, scheint auch das Geschlecht eine erklärende Variable darzustellen, so ergaben Betrachtungen hinsichtlich des Geschlechts, dass Schwestern um intensivere Beziehungen zu ihren Schwestern wie auch Brüdern bemüht sind, als dies bei Männern der Fall ist (vgl. Cicrelli 1989, zit. nach Fooken 1999: 231).

Insgesamt gesehen, kommt im persönlichen Netzwerk Älterer den familiären Beziehungen eine vorrangige Bedeutung zu und wie vorangehend beschrieben, gewinnen Familienmitglieder im Alter sogar eine höhere Bedeutung als in früheren Lebensabschnitten. Dabei sollte allerdings nicht übersehen werden, dass auch außerfamiliäre Beziehungen einen hohen Stellenwert inne haben und ein gemischtes soziales Netzwerk, die familiären Beziehungen bereichern und zudem Funktionen inne haben, die nicht unbedingt in der Familie angesiedelt sind, wie sich nachfolgend zeigen wird.

4.4 Außerfamiliäre Beziehungen

Freundschaften, wie auch Kontakte zu Bekannten, Vereinsbeziehungen und Nachbarschaftsbeziehungen tragen allgemein zu einem höheren Wohlbefinden und zu mehr Zufriedenheit im Alter bei und bereichern auch innerfamiliäre Kontakte. So konnte festgestellt werden, dass Menschen mit hoher sozialer Aktivität mit nicht verwandten Personen, auch familiäre Kontakte mit höherer Zufriedenheit erleben und dies bei gleichzeitiger geringerer Kontakthäufigkeit (vgl. Lehr 2000: 151f.). Auch Fooken (1999: 237) hält fest, dass für eine zufrieden stellende soziale Einbindung, ein differenziertes soziales Netzwerk die beste Voraussetzung ist. So vermitteln Freundschaftsbeziehungen vorrangig soziale Wertschätzung und spielen nicht zuletzt für die Freizeitgestaltung und gemeinsame Aktivitäten eine wesentliche Rolle (Grundow 1981: 135; zit. nach Nestmann 1988: 125). Aber auch losere Bekanntschaften und Ver-

einszugehörigkeiten sind bedeutungsvoll und zwar hinsichtlich verschiedener Möglichkeiten an Freizeitaktivitäten und der Kontaktgestaltung. Gut funktionierende Nachbarschaftsbeziehungen haben vor allem aufgrund der räumlichen Nähe und somit guten Erreichbarkeit ein hohes Kommunikations- aber auch Unterstützungspotential. Auch in Auswertungen des deutschen Alters-Survey 1996, in denen Rangfolgen an Unterstützungspersonen ermittelt wurden, reihen Nachbarn hinsichtlich dem „instrumentellen Potential“ bereits an dritter Stelle (nach dem Partner und Kindern) (vgl. Künemund/ Hollstein 2000: 254). Freunden wiederum wurde der dritte Platz zugesprochen (ebenfalls nach dem Partner und Kindern), wenn es um kognitive und emotionale Unterstützung ging, für instrumentelle Hilfeleistungen wurden sie an fünfter Stelle, vor „bezahlten Helfern“, Geschwistern und anderen Verwandten genannt (vgl. ebd.).

Ein Blick auf die wesentlichen Kriterien, die Freundschaften von Familienbeziehungen unterscheiden, bietet gleichzeitig auch Erklärungen für die eben genannten Rangfolgen. Die Wahl von Freunden mag zwar unbewusst erfolgen und einem gewissen Zufall unterliegen, sie erfolgt allerdings freiwillig und auch die Aufrechterhaltung unterliegt dieser Wahlfreiheit, denn grundsätzlich besteht die prinzipielle (jederzeit mögliche) Kündbarkeit der Beziehung. Aber es existieren auch bestimmte Regeln, denen Freundschaftsnetzwerke unterliegen: so gehören Freunde und Bekannte meist der gleichen Altersgruppe an, unterhalten einen ähnlichen Lebensstil und teilen somit meist ähnliche Einstellungen, Erfahrungen und bzw. oder gemeinsame Interessen. Womit auch die hohe Bedeutung hinsichtlich der emotionalen und kognitiven Unterstützung erklärt werden kann. Die Komponente „Freiwilligkeit“ wird auch dadurch bestätigt, dass von Freunden erbrachte Hilfs- und Unterstützungsleistungen besonders positiv beurteilt werden: diese werden nämlich in ihrer Freiwilligkeit wahrgenommen und als Wertschätzung gegenüber der eigenen Person verstanden, während derart Leistungen von Familienmitgliedern grundsätzlich erwartet und eine Missachtung dieser Verpflichtung auch sehr negativ bewertet wird (vgl. Minnemann 1994: 55). Freundschaften unterliegen allerdings auch keiner völligen Verpflichtungslosigkeit. Es gibt grundsätzlich unterschiedliche Erwartungen, die verschiedene Beziehungstypen kennzeichnen. Im Fall der Freundschaft ist dies der regelmäßige Kontakt, die „Pflege“ einer Freundschaft wie auch der Anspruch der Gegenseitigkeit. Verbindungen, die nicht über regelmäßigem Kontakt bewusst aufrecht erhalten werden, brechen in der Regel früher oder später ab. Diese Freundschaftspflege setzt allerdings eine gewisse physische und psychische Kompetenz voraus, die im Alter womöglich beeinträchtigt ist. Das ist ein wesentlicher Grund weshalb die Zahl an Freundschaften mit zunehmendem

Alter kontinuierlich abnimmt. Dass Freundschaften im Alter eher „einschlafen“, liegt demnach in der Natur der Freundschaft, ihrer Freiwilligkeit und Freiheit, ihrer Begründung auf gemeinsamen Interessen und Tätigkeiten im Gegensatz zu familiären Verbindungen, denen auch Pflicht und sozialer Druck inhärent ist.

Ein zweiter Grund des Rückgangs an Freundschaften liegt im ähnlichen Alter der Personen, kommt es doch zu einer gewissermaßen natürlichen Minimierung aufgrund von Todesfällen. Zusätzlich nehmen auch die Gelegenheiten, neue Freund- und Bekanntschaften zu schließen ab. Auch der österreichische Seniorenbericht stellt eine Verdoppelung des Anteils nie von Freunden besuchter älteren Menschen mit zunehmendem Alter fest und sieht die Ursache im Wegsterben von Freunden und Bekannten, wie auch im Mangel, die Verluste durch neue Freundschaften zu kompensieren (vgl. Hörll/ Kytir 1999: 82). Aber auch wenn das Vorhandensein von Freunden für das subjektive Wohlbefinden im Alter sehr wichtig ist, ist es nicht die Zahl an Freunden, die dieses Wohlbefinden bestimmt. Empirische Untersuchungen weisen nämlich auf eine Geschlechterdifferenz hinsichtlich der Interaktionsmuster mit Freunden hin. Während Männer häufiger über eine größere Zahl an Freunden verfügen, sind die weiblichen Freundschaften intensiver, das heißt von engerer, emotionaler Natur und auch länger in ihrer Dauer (vgl. Minnemann 1994: 53).

Selbst wenn Freundschaften in Zeiten der Individualisierung in manchen Schichten eine hohe Bedeutung inne haben und mancherorts gar als „Familie der Zukunft“ (vgl. Beck-Gernsheim 2000: 101) gesehen werden, muss deren Potential für Unterstützungs- oder gar Pflegeleistungen auch für die Zukunft als eher gering eingeschätzt werden. Die Gründe dafür wurden vorhergehend bereits angeführt: Freundschaften verlangen einerseits aufgrund ihrer Freiwilligkeit mehr Pflege und persönliches Engagement, vor allem aber ist es die Gleichaltrigkeit, die längerfristige Unterstützung kaum möglich macht. Kontinuierlicher Beistand setzt zudem räumliche Nähe voraus. Bei Freundschaftsbeziehungen, die bereits über lange Zeit bestehen ist diese Nähe oft seltener gegeben, als dies etwa bei Familienbeziehungen der Fall ist.

Abschließend kann auch für das gegenständliche Kapitel „Alter & Sozialbeziehungen bzw. Netzwerke“ die hohe Bedeutung vor allem der Familie aber auch von außerfamiliären Beziehungen für die soziale Integration und die Verfügbarkeit von Unterstützungsleistungen im Alter festgehalten werden. Mit zunehmendem Alter kommt es durch den Verlust an Freunden und Bekannten zu einer Verkleinerung des informellen Netzwerkes, während dessen Dichte allerdings steigt, da der Anteil an Verwandten sogar zunimmt. Die Familie, hier vor allem der

Partner bzw. die Kinder, gewährleisten auch heute noch den wichtigsten Identitätsanker und stellen auch den allergrößten Teil an instrumenteller, emotionaler und kognitiver Unterstützungsleistungen zur Verfügung. Freunde und Bekannte vermitteln zusätzliche Wertschätzung und sind für die Freizeitgestaltung wertvoll.

Der Bereich Pflege stellt wohl den anspruchsvollsten und komplexesten Bereich der hier gewählten Triade dar. Weshalb dies so ist, soll nachfolgend geklärt werden. Zwar lässt sich eine Pflgetätigkeit in erster Linie als Beziehungshandeln erklären, da darin Interaktion und Kommunikation (zumindest im Idealfall) Kernkomponenten sind, trotzdem wird diese Art der Beziehung im nachfolgenden Kapitel „Alter & Pflege“ gesondert behandelt.

5 Alter & Betreuungsbedürftigkeit

Bei der betreuten Seniorenwohngemeinschaft stellt das Thema Betreuung einen wesentlichen Bestandteil des Konzeptes dar. Daher soll nun nachfolgend (analog zu den bereits dargestellten Themen Wohnen und Gemeinschaft) auch für den Bereich Betreuung und Pflege eine Beleuchtung des Begriffes, der allgemeinen Bedeutung, des Bedarfs und der Bedingungen folgen. Eine wesentliche Frage stellt auch hier die Frage dar, wie denn „normalerweise“ der Unterstützungs- und Pflegebedarf gelöst wird. Insgesamt gilt auch hier die Zielsetzung, die Problembereiche und die sich daraus ergebende Relevanz von Konzepten, wie etwa der betreuten Seniorenwohngemeinschaft, besser nachvollziehen zu können.

Betreuung bzw. Pflege, deren Bedarf bzw. wer als „bedürftig“ gilt, sind komplexere Themen, als sie es im ersten Moment vielleicht vermuten lassen. Deren Komplexität liegt in einem Zusammenspiel bzw. einer Wechselwirkung unterschiedlicher Bedingungen: dazu zählen nicht nur Einbußen der physischen und bzw. oder psychischen Gesundheit sondern auch die soziale Einbindung, die Ausstattung und Lage der Wohnung sowie ökonomische Bedingungen. Die Wechselwirkungen unter den Bedingungen können zu einer Verschlechterung der gesamten Lage führen. Der daraus resultierende Umzug in eine institutionelle Betreuungsform wäre oft aufgrund eines einzelnen Faktors (z.B. des medizinischen Zustandes) gar nicht nötig gewesen, erfolgt also häufig verfrüht. Der Umgang solchen Situationen bzw. den Betroffenen umgegangen wird, ist natürlich grundsätzlich auch von staatlichen Regulierungen bzw. der Finanzierung wie auch von gesamtgesellschaftlichen Einflüssen bestimmt.

Einzelne Definitionen der Pflegebedürftigkeit werden der o.a. Komplexität häufig nicht gerecht. Im Alltagsverständnis versteht man darunter eine grundsätzliche Einschränkung in der Lebensführung, so dass für alltägliche Verrichtungen und Aktivitäten fremde Hilfe benötigt wird (Rückert 1997: 404). In der gerontologischen Definition wird diesem Alltagsverständnis der Grund dieser Einschränkungen hinzugefügt. Sie versteht unter Pflegebedürftigkeit einen Zustand „der durch körperliche oder psychische und geistige Beeinträchtigung zustande kommt und mit einer Minderung oder dem Verlust körperlicher und/oder geistiger Leistungsfähigkeit einhergeht“ (Amann 2004: 176f.). Wesentlich ist dabei die Dauerhaftigkeit der Erkrankungen bzw. Einschränkungen und des sich daraus ergebenden Hilfebedarfs.

Die in der Praxis wichtigste Definition allerdings, da sie für die Betroffenen bzw. deren Angehörigen mit der Konsequenz der Gewährung oder nicht Gewährung eines Pflegegeldes verbunden ist, ist die staatliche Definition. Die Sozialgesetzgebung orientiert sich aus praktischen Gründen am Ausmaß der Einschränkungen für die Verrichtung gewöhnlicher, alltäglicher existenzhaltender Tätigkeiten und misst das Ausmaß notwendiger Betreuung durch qualifizierte Personen in Minuten. Dieses „verrichtungsorientierte Konzept“ hat zur Konsequenz, dass vor allem Krankheiten, die die körperliche Leistungsfähigkeit einschränken beachtet werden und solche, die beispielsweise psychischer Natur sind (z.B. Demenz) durch den Rost fallen, da im engen Sinn keine Pflege nötig ist (ebd.: 177). Nichtsdestotrotz muss der Betroffene aber umfangreich betreut oder zumindest beaufsichtigt werden.

5.1 Bedarf an Betreuung und Pflege

Will man Information über das Ausmaß des Pflegebedarfs in einem Land gewinnen, ist das am leichtesten zu eruiende Zahlenmaterial wiederum eng mit der staatlichen Definition verknüpft, denn Daten zur Größe des Pflegebedarfs erhält man am einfachsten aus der Zahl der Fälle des zuerkannten Pflegegeldes. Womit aber auch die mit dem Pflegegesetz verbundene Definition übernommen wird. Nach Information der Statistik Austria bezogen Ende des Jahres 2006 in Summe exakt 334.263 Personen Pflegegeld auf Basis des Bundespflegegeldgesetzes. Von dieser alle Altersgruppen umfassenden Personengruppe waren 88 % der BezieherInnen älter als 61 Jahre. Betrachtet man diesen 88-%igen Anteil näher, zeigt sich, dass mehr als zwei Drittel (70,9 %) der BezieherInnen Frauen sind und davon wiederum über 81-Jährige knapp die Hälfte (46 %) ausmachen (www.statistik.at/Sozialleistungen/Bundespflegegeld).

Nun sagen diese Zahlen noch nichts über die Anteile an Hilfs- und Pflegebedürftigkeit an der Gesamtheit der Senioren aus. Um nähere Daten dazu zu erhalten muss (mangels aktueller Zahlen) auf den Seniorenbericht des BMSK zurückgegriffen werden: im Jahr 1998 waren rund 65 % der Personen mit 60 und mehr Jahren nicht beeinträchtigt, knapp 29 % waren hilfsbedürftig und die restlichen 6 % galten als pflegebedürftig. Allerdings haben sämtliche Formen der Betreuungsbedürftigkeit bereits zu diesem Zeitpunkt zugenommen und für die nächsten Jahre ist aufgrund des starken Zuwachses der Gruppe sehr alter Menschen ein weiterer Anstieg zu erwarten (Badelt/ Leichsenring 2000: 409).

5.2 Betreuungs- und Pflegeformen

5.2.1 Informelle Unterstützung und Pflege

Wie wird nun in Österreich der o.a. Bedarf an Unterstützung- und Pflege bereitgestellt? Hierzulande stellen Pflegebeziehungen zum größten Teil gleichzeitig Familienbeziehungen dar, werden doch nach der 2006/07 durchgeführten Gesundheitsbefragung 76 % der Menschen von Angehörigen, hier vor allem von engen Verwandten, wie der Partnerin des Partners, den Kindern oder Enkelkindern versorgt (Klimont et al. 2007). Dies trifft allerdings nicht auf das gesamte Bundesgebiet Österreichs uneingeschränkt zu. So konnten eindeutige Unterschiede hinsichtlich der Pflegelösung zwischen Stadt und Land gefunden werden. In den Bundesländern Vorarlberg und Burgenland wurden über 80 % der betroffenen Menschen in der Familie gepflegt während in der Bundeshauptstadt Wien dieser Anteil bei 55 % lag (Badelt/ Leichsenring 2000: 438). Man kann demnach davon ausgehen, dass in ländlichen Gebieten die familieninterne Pflege eher den Alltag darstellt, als dies in der Stadt der Fall ist. Wie wird aber nun in den Städten diese Situation gelöst? Antworten darauf sollen nach einer Darstellung der privaten und familieninternen Unterstützung und Pflege erfolgen.

Neben dem Ergebnis, dass die Unterstützungs- und Pflegepersonen im engsten Familienkreis angesiedelt sind, bleibt unabhängig von der konsultierten Studie ein Ergebnis konstant: die Betreuenden sind in erster Linie Frauen, und zwar handelt es sich meist um die Ehefrauen, Töchter und Schwiegertöchter der betroffenen Person. Einschlägigen Studien zufolge übernehmen die Ehefrauen diese Tätigkeit gerne und freiwillig, bei Töchtern und Schwiegertöchtern spielt der normative Druck der restlichen Familie eine größere Rolle (Rückert 1997: 414). Aber nicht nur das Geschlecht weist einen deutlichen Schwerpunkt auf, sondern auch das Alter der Pflegenden. Diese sind zum Größten Teil, nämlich knapp über 40 % zwischen 41 und

60 Jahre und zu einem Viertel selbst über 60 Jahre alt (ebd.: 440). Betreuungs- und Pflegeleistungen werden also zu einem Gutteil von selbst schon älteren Personen erbracht, womit der Belastbarkeit der Personen doch gewisse Grenzen gesetzt sind. Dies wird besonders deutlich, wenn man sich die vielfältigen Faktoren ansieht, die leicht zu einer Überbelastung von Pflegepersonen führen können (Backes/ Clemens 2003: 302f.): vor allem bei Demenz und Verwirrtheitszuständen ist eine ständige Anwesenheit erforderlich, während gleichzeitig die Aussicht auf Verbesserung der Situation gering ist bzw. eher das Gegenteil, also eine weitere Verschlechterung befürchtet werden muss. Für die unterstützende Person bringt das Erfordernis ständiger Anwesenheit die Notwendigkeit einer völligen Umgestaltung des gewohnten Alltags mit sich. Wird dies als Einschränkung oder in sonstiger Weise negativ bewertet, kann dabei das Gefühl eines Entwicklungsstillstandes oder einer sozialen Isolation entstehen (vgl. Halsig 1995: 255). Vor allem wenn eine Person die Betreuung alleine trägt, kann das Gefühl der Überforderung aufkommen, ebenso sind Konflikte mit anderen Angehörigen wegen der alleinigen Verantwortung möglich (ebd.). Andererseits kann die Möglichkeit Hilfe zu leisten - selbst wenn diese einseitiger Natur ist - auch als Bestätigung der eigenen Kompetenz erlebt, sogar als Nutzen aufgefasst werden. Beispielsweise aufgrund „einer Steigerung des Selbstwertgefühls als gebrauchte, kompetente Person, im Vertrauen auf den Empfang gleicher oder ähnlicher Unterstützung in der Zukunft (...), im Gefühl, eine Dankeschuld begleichen zu können und Dankbarkeit zu erleben, sich normadäquat und im Sinne einer Wertorientierung „richtig“ zu verhalten und in den Zufriedenheitsgefühlen, (...) (die) (...) „affektive Solidarität“ auszulösen vermag.“ (Zeman 2005: 256f.) Vor allem im Hinblick auf die erwartete Dankbarkeit ist allerdings ein problematischer Aspekt bedeutsam. Die Erkrankung an Demenz führt nämlich mitunter zu einer Persönlichkeitsveränderung des Patienten und dieser bringt dann selbst seinen nächsten Angehörigen Aggressivität, Passivität oder Niedergeschlagenheit entgegen. Insgesamt gilt es daher, die hohe psychische Beanspruchung der Pflegetätigkeit zu sehen (vgl. ebd). Zusätzlich dazu ist, beispielsweise bei der Pflege von bettlägerigen Patienten, auch eine körperliche Belastung gegeben, die vor allem bei selbst bereits älteren Betreuungspersonen nur schwer bewältigbar ist.

Auch der Gepflegte selbst kann seine Hilflosigkeit als belastend empfinden, da eine Gegenleistung für die erhaltene Hilfe nicht mehr möglich ist. In ihrer Studie über soziale Unterstützung und Hilfeleistungen älterer Menschen, die auf einschlägigen Theorien der Netzwerk- und social-support-Forschung beruht, kam Minnesmann (1994) diesbezüglich zu folgenden Ergebnissen: von rüstigen Älteren wurden ungleiche Beziehungen negativer als ausgeglichene

Beziehungen bewertet, wobei eine höhere Hilfeleistung weniger belastet, wie ein erhöhter Hilfeempfang. Dies traf jedoch vor allem auf entferntere Beziehungen zu. Die Akzeptanz für ein Ungleichgewicht wich mit der Vertrautheit und Enge der Beziehung. Im Falle von Hilfsbedürftigkeit wiederum wurde geleistete Hilfe nicht als Kompetenzbeeinträchtigung empfunden, da diese Hilfe die Bewältigung des Alltags erst ermöglicht, der Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit dient. Bei rüstigen Personen hingegen, wurde der Hilfeempfang eher als Ausdruck einer zu Vermeidenden Abhängigkeit gewertet (ebd.: 143f.).

Eine gänzlich einseitige Beziehung ist allerdings selbst im Falle einer „Pflegebeziehung“ nur in den seltensten Fällen gegeben. Betrachtet man hierzu Studien über Transferleistungen zwischen den Generationen zeigt sich, dass sehr wohl eine Art der Gegenleistung von „den Alten“ zu „den Jungen“ existiert: und war in Form von Geldleistungen. Finanzielle Hilfestellungen werden in Notfällen aber auch unabhängig davon geleistet. Ganze 85 % der Älteren berichten von Finanzspritzen in Form von Geld oder Geschenken an ihre Kinder und Kindeskinde (Majce 1999: 128). Und auch weniger begüterte Schichten bilden dabei keine Ausnahme, auch hier fließen die materiellen Transfers in Familien von Alt zu Jung (Majce 2003: 183). Geldleistungen und normative Wertvorstellungen mögen Gründe sein, weshalb eine professionelle Unterstützung bei der Betreuung und Pflege, beispielsweise in Form einer Heimhilfe, nicht hinzugezogen wird. Zusätzlich gilt es hier auch zu beachten, dass die familiäre Pflege einer Prozesshaftigkeit unterliegt. Und zwar finden im Zuge längerer Pflorgetätigkeit Lern- und Anpassungsprozesse statt, die zur Kompetenzerweiterung der Pflegenden führt, zusätzlich kommt es nach gewisser Zeit auch zu einer Routinisierung, die ebenfalls entlastend wirkt (vgl. Zeman 2005: 251).

Die Vorteile der familiären Unterstützung bis hin zur Pflege liegen für den Betroffenen – den Hilfeempfangenden – vor allem in ihrer Vielfältigkeit. Werden dabei doch neben der instrumentellen Hilfeleistung (im Idealfall) auch alle anderen Dimensionen des social-support zur Verfügung gestellt. Der Gepflegte erhält zusätzlich Aufmerksamkeit, Zuspruch und emotionale Wärme. Die Anwesenheit naher Verwandter vermittelt das Gefühl des sozialen Eingebunden-Seins und außerdem besteht so die Möglichkeit, in der gewohnten Umgebung bleiben zu können.

In den Diskussionen um die steigende Lebenserwartung und dem sich daraus ergebenden höheren Unterstützungs- und pflegebedarf wird selten ein sich dadurch ergebendes neues Poten-

tial erwähnt: nämlich die durch die steigende Lebenserwartung erhöhte Wahrscheinlichkeit, dass drei oder sogar vier Generationen gleichzeitig leben. Dass erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass eine jüngere Senioren generation zur Verfügung steht, die die ältere unterstützt und betreut (vgl. Richter 1999: 783f.). Dies setzt allerdings auch voraus, dass die Familienbände so eng bleiben, wie sie derzeit sind und nicht Individualisierungstendenzen zum Opfer fallen. Für die Bereitschaft zur Übernahme von Pfl ege t ä t i g k e i t e n in der Familie konnte in Untersuchungen ein Zusammenhang zwischen sozialer Zugehörigkeit und Pfl ege b e r e i t s c h a f t festgestellt werden: und zwar ist sie in niedrigen Schichten am größten und in höheren Schichten am geringsten und dementsprechend sind es vor allem Menschen mit höherem Bildungsniveau, die eher auf professionelle und formelle Hilfs- und Pfl ege d i e n s t e zurückgreifen (vgl. Wagner/Wolf: 550). Grundsätzlich besteht auch die Möglichkeit, dass Freunde, Bekannte oder Nachbarn unterstützend und betreuend zur Seite stehen. Dies bringt auch den wesentlichen Vorteil der Aufrechterhaltung des bisherigen (räumlichen und sozialen) Umfelds mit sich. Der Anteil einer solchen Unterstützungsform bei längerer Krankheit liegt nach der Gesundheitsbefragung 2006/07 allerdings bei nur 3 % (Klimont et al. 2007: 28). Wohingegen Pfl ege - und Sozialdienste von etwa 15 % der Personen hinzugezogen werden (ebd.).

5.2.2 Formelle und institutionelle Unterstützung und Pfl ege

In den letzten Jahren kam es zu einem massiven Ausbau mobiler sozialer Dienste, da es als politisches Ziel galt und auch gilt, dass ältere Menschen so lange wie möglich zu Hause versorgt werden sollen (Badelt/ Leichsenring 2000: 421). Die Möglichkeiten des Bezuges reichen vom Essensbezug („Essen auf Rädern“), über Heimhilfen, denen vor allem die Hilfe bei Haushaltstätigkeiten aber auch beispielsweise die Körperreinigung obliegt, über Besuchsdienste, die der Kommunikation dienen bis hin zur Hauskrankenpfl ege. Vor allem Letztere ist Gegenstand massiver medialer und politischer Diskussionen. Denn es handelt sich dabei um den betreuungsintensivsten und somit auch „teuersten“ Dienst, vor allem wenn zusätzlich zur Tagespfl ege auch eine Nachtpfl ege notwendig ist. In diese Kerbe der Verknüpfung privater Haushalte mit der Integration von Betreuungsdiensten schlagen auch die Anbieter „neuer Wohnformen“, wie etwa die des betreuten Wohnens (vgl. 3.2.2).

Eine weitere Lösung, die den alten Menschen nur vorübergehend aus seiner Umgebung löst, bilden ambulante Betreuungseinrichtungen, in denen betreuungsbedürftige Personen tagsüber in einer solchen Einrichtung untergebracht werden. Dies hat natürlich für die Angehörigen

den Vorteil einer Entlastung und Bewältigung von Berufstätigkeit und Betreuung, der Betroffene kann sein räumliches Umfeld dabei zumindest teilweise aufrecht erhalten und für die Betreiber sind es vor allem ökonomische Vorteile, die mit ambulanten Einrichtungen einhergehen. So muss das Pflege- und Betreuungspersonal nicht herumfahren und kann sich gleichzeitig um eine größere Zahl an Menschen kümmern.

Auf umfassende, von der Tageszeit unabhängige Betreuung und Pflege sind schlussendlich institutionelle Einrichtungen ausgerichtet. Der Umzug in eine solche geht mit dem größten Einschnitt in die Lebenswelt des älteren Menschen einher. Auch heute noch werden als Kennzeichen des Pflegeheimes die Abgeschlossenheit gegenüber der Außenwelt, die rudimentären Kontakte zwischen BewohnerInnen und Pflegenden und der – nicht zuletzt aufgrund des Umfeldes resultierende – Rückzug und eine Desorientiertheit gesehen (Koch-Straube 2005: 211ff.).

Das aktuelle Kapitel befasste sich mit den Themen Betreuung und Pflege, die vor allem im hohen Alter und hier vor allem bei längerfristigen bzw. dauerhaften Einschränkungen an Bedeutung gewinnen. Auch für diesen Bereich stellten sich wiederum die Familie, oder genauer gesagt die Ehefrauen und (Schwieger-)töchter als wichtigste Instanzen zur Deckung des Betreuungs- und / oder Pflegebedarfes heraus. Denn immerhin werden drei Viertel der betroffenen Personen privat versorgt. Je nach Schwere der Einschränkung kann dies auch für den Pflegenden einen massiven Eingriff in dessen Lebenswelt bedeuten. Mittlerweile gibt es allerdings eine Vielzahl an Unterstützungsmöglichkeiten durch mobile soziale Dienste, durch die private Betreuende entlastet werden und ein Verbleib in der gewohnten privaten Umgebung weit länger möglich ist, als dies etwa vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Zusätzlich stehen neben reinen Pflegeeinrichtungen heute auch Wohn- und Betreuungsmöglichkeiten zur Verfügung, die Unterstützung bei gleichzeitiger Selbständigkeit gewähren sollen, so wie dies auch die im nachfolgenden Kapitel näher zu betrachtende betreute Wohngemeinschaft für sich beansprucht.

5 Die Wohngemeinschaft

Wohngemeinschaften werden im Alltagsverständnis in erster Linie als studentische Wohnform aufgefasst und sind vielleicht auch noch als Wohn- und Betreuungskonzept im sozialmedizinischen wie auch -pädagogischen Bereich bekannt. Unter Studenten hat sich diese Wohn- und Lebensform auch durchaus durchgesetzt: laut der Studierenden Sozialerhebung des Jahres 2006 (ww2.sozialerhebung.at) wählten knapp 20 % der österreichischen StudentInnen diese Wohnform. In der „Studentenstadt“ Graz lag der Anteil sogar bei 30 % (ebd.).

Betreffend der WG-Klientel abseits des Studententums existieren vermutlich eher vage und spekulative Vorstellungen über den Alltag bzw. über mögliche BewohnerInnen von Wohngemeinschaften. Sind solche Wohnformen nicht nur etwas für Exzentriker, Aussteiger oder „Freaks“? Derlei Ansichten verbergen jedoch, „dass es sich dabei um eine Wohnform handelt, die auch ohne jegliche ideologische Rechtfertigung in bestimmten Alters- und Lebensphasen eine ernst zu nehmende Alternative zu Elternhaus, Wohnheim, Untermieterzimmer oder eigener Wohnung sein kann und als solche eine wichtige Funktion erfüllt.“ (Spiegel 1986: 132). Es sind also vielmehr pragmatische Gründe, allen voran der finanzielle Vorteil oder aber auch der Wunsch nach dem Leben in einer Gemeinschaft, die (nicht nur) für viele jüngere Menschen für das Leben in einer geteilten Wohnung sprechen. Um den spekulativen Seiten den Rücken zu kehren und die „wichtige Funktion“ zu beleuchten, soll zunächst einmal näher betrachtet werden, was hinter dem Begriff „Wohngemeinschaft“ eigentlich steht.

6.1 Begriffsbestimmung

Einige Personen teilen sich eine Wohnung oder ein Haus, in dieser oder diesem hat jeder (zumindest) ein Zimmer und meist werden das Badezimmer und die Küche gemeinsam genutzt. So oder ähnlich dürfte die allgemeine Vorstellung einer Wohngemeinschaft³ aussehen. Diese nähert sich einer Definition bereits gut an. Die Definition „gemeinsamer Haushalt von mindestens drei Erwachsenen mit oder ohne Kinder, die in der Regel nicht miteinander verwandt sind“ findet man etwa bei Erika Spiegel (1986: 132). An anderer Stelle wird die Wohngemeinschaft als „Wohnkollektiv“ bezeichnet und dieses als „Lebensform, in der min-

³ In der Literatur ist teilweise auch bei so genannten Haus- oder Nachbarschaftsgemeinschaften von Wohngemeinschaften die Rede. Hier sollen nur Wohngemeinschaften „nach dem Familientyp“ (Weeber und Partner 2001), also wenn das gemeinsame Leben in einer Wohneinheit, wie etwa einer Wohnung oder einem Haus stattfindet, thematisiert werden.

destens drei nicht-verwandte Mitglieder verantwortlich einen gemeinsamen Haushalt führen“ definiert (Korczak, 1979; zit. nach Pirhofer/ Plöckinger 1989: 160).

Diese Kennzeichen bzw. Definitionen (die zwar zeitlich nicht unbedingt aktuell, allerdings inhaltlich doch zutreffend scheinen und auf die mangels aktuellerer Literatur zurückgegriffen wird) weisen darauf hin, dass sich Wohngemeinschaften einer Wohn- und Lebensform annähern, die traditionell und normativ der Familie vorbehalten scheint. Diese Annäherung lässt sich einerseits bereits mit dem gemeinsamen Haushalt begründen und wird wesentlich dadurch bestärkt, wenn dieser „verantwortlich“ geführt wird. Schülein verortet Wohngemeinschaften auch zwischen Primärgruppen, wie Familien oder Lebensgemeinschaften und peer-groups. Dies begründet er damit, dass der praktische Lebensbezug zusammenhängt und aufeinander bezogen ist (vgl. Schülein 1983: 407). Als wesentliche Merkmale fasst er den gemeinsamen Wohnraum, die gemeinsame Lebensführung und intentionalen und intensiven sozialen Kontakt zusammen (vgl. ebd). Der vorletzte und vor allem der letzte Punkt, die Absicht der Mitglieder (intentionale) intensive soziale Beziehungen untereinander zu unterhalten, scheint allerdings nicht zwingend notwendig und in der Realität wohl kaum immer gegeben zu sein. Diese Intention ist vielleicht dann wesentlich, wenn die Gründe für den Eintritt in eine Wohngemeinschaft im „Bedürfnis und (...) Suche nach Kontakten, nach emotionalem Rückhalt, nach Überwindung von Isolation“ (Mollenhauer 1979: 63, zit. nach: Spiegel 1986: 43) liegen, wie sie in einer bereits älteren Studie als Hauptmotive erhoben wurden. Eine rein pragmatische Motivlage, wie beispielsweise die der Minimierung der Lebensunterhaltskosten scheint aber ebenso ausgeschlossen, da die bestehende Gemeinschaft ein integraler und somit nicht gänzlich umgehbarer Bestandteil darstellt. Für die Realität kann deshalb eher eine Überlagerung der Gründe angenommen werden. Damit stellen Wohngemeinschaften in der Praxis wohl gleichzeitig Zweckgemeinschaften, wie auch eine (bewusst gewählte) alternative Lebensform dar. Inwiefern dies auch auf betreute Wohngemeinschaften für alte Menschen zutrifft, kann dem empirischen Teil entnommen werden.

Die Konzipierung als lebensweltnahes Heimkonzept, bestärkt allerdings doch die Vermutung, dass hier der Fokus in erster Linie auf gewisse Zwecke gerichtet ist. Inwiefern in einer reinen Zweckgemeinschaft eine Gemeinschaftlichkeit gedeihen kann, auch dazu an späterer Stelle mehr. An dieser Stelle soll nämlich nun ein kurzer Blick auf die Vergangenheit geworfen werden.

6.2 Kleine Geschichte der Wohngemeinschaft

Die Entstehung der Wohngemeinschaft wird in der Literatur uni sono auf die Kommunebewegung in der zweiten Hälfte der 1960iger Jahre zurückgeführt. Allerdings haben Menschen auch vor dieser Zeit mit nicht-verwandten Personen zusammengelebt. Häußermann und Siebel nennen als Beispiele dafür etwa Klöster und Beginenhäuser oder „gemeinschaftliche“ Wohnformen, die sich zur Zeit der Frühindustrialisierung aus wirtschaftlichen Notlagen herausgebildet haben, beispielsweise in Form von Untermietern oder Schlafgängern (vgl. Häußermann, Siebel, 2000: 326). Aber auch im so genannten „ganzen Haus“ bildeten in vorindustriellen Zeiten Verwandte und Nichtverwandte, wie Dienstboten, Knechte und Mägde eine Arbeits- und Wohngemeinschaft.

Jedoch zurück zur Studentenbewegung. Diese kam zu ihrer Bezeichnung, da es im Europa und den USA der 1960iger Jahre vor allem junge Menschen waren, die aufgrund der Unzufriedenheit mit dem kapitalistischen System eine Gegenbewegung bildeten. Dabei wurde „der entfremdenden Wirkung kapitalistischer Produktions- und Herrschaftsformen auf das Individuum (wurde) das Prinzip des Kollektivs entgegengestellt, dessen konkrete Umsetzung die Wohngemeinschafts- und Kommunebewegung war“ (Pirhofer/ Plöckinger 1989: 164). Es handelte sich also um einen politischen Kampf, in dem das gemeinschaftliche Leben einen Gegenentwurf zu den Bedingungen und „Herrschern“ bilden sollte. Ideengeschichtlich geprägt war dieses Vorhaben durch historische und frühsozialistische Utopieentwürfe einerseits und marxistische Analysen und Theorien, die „gegenweltliche Lebensmodelle(n)“ eine „gesellschaftsverändernde Relevanz zugestanden“ andererseits (ebd.). Konkret propagierte die Studentenbewegung die Abschaffung des Privateigentums, die Aufhebung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, Formen kollektiver Kindererziehung und die Aufhebung der exklusiven sexuellen Paarbeziehung (Peuckert, 2005: 105). Eines der Hauptangriffsziele war somit die bürgerliche Kleinfamilie. Man beschuldigte sie, die „psychologische Agentur einer repressiven Gesellschaft und Brutstätte autoritären Charakters zu sein“ (Schüle, 1983: 396).

Insgesamt konnte dieser Kampf nicht gewonnen werden. Pirhofer und Plöckinger begründen dies mit der „Überforderung der Individuen“ aufgrund des „überzogenen Anspruch(es)“ (1989: 164). Zusätzlich war die Menge derer, die die neue Lebensform tatsächlich umgesetzt haben wohl nicht so umfangreich. So weist etwa Schüle darauf hin, dass es im Grunde sogar falsch sei, von einer „Kommunebewegung“ zu sprechen, da in Wirklichkeit nur sehr wenig

Menschen tatsächlich diese Lebensart vollzogen und diese nicht zuletzt durch die Unterstützung der Medien mit einer Mischung aus Neugier und Abscheu bekannt wurden (1986: 396f). Die Leistung dieser Bewegung besteht allerdings darin, dass sie neue Wohn- und Lebensformen aufzeigten. Schülein spricht sogar von Pionieren der Entstehung alternativer Primärgruppen, die zwar in ihrer Praxis kein Vorbild boten, allerdings neue praktische Perspektiven zugänglich machten (vgl. ebd.). Den ideologischen und politischen Ballast zum größten Teil entledigt, waren es zunächst weiterhin Subkulturen, die diese Lebensform für sich wählten, so entstanden beispielsweise nachfolgend Politikkommunen oder Musikkommunen, u.ä.m. (vgl. ebd.). Auch diese zeichneten sich noch durch eine massive Abgrenzung zu ihrer Umwelt aus. Dadurch wurde allerdings ein Konzept geliefert, das schlussendlich auch andere, zum Beispiel Studenten übernahmen. Anstelle der Kommunen trat eine als Wohngemeinschaft bezeichnete Form des Zusammenlebens. Durch die - zwar schwerfällige - Gewöhnung der Umwelt an diese Lebensweise und die Übernahme des Modells durch Organisationen für soziale Projekte, wie therapeutische Wohngemeinschaften, Jugendwohnkollektive mit Resozialisierungszielen, u.ä. trat schlussendlich eine „pragmatische Wendung ins Alltägliche“ ein (Peuckert 2005: 105). Das heißt, dass heute vor allem praktische bzw. auch pädagogische Motive und Zwecke, wie etwa finanzielle Vorteile oder die soziale Integration von „Problemgruppen“ (wie etwa zu resozialisierende Jugendliche) die Grundlage zur Bildung von Wohngemeinschaften bilden. Welche Modelle nun für ältere Menschen zur Verfügung stehen und welche Motive und Zielsetzungen diese verfolgen, soll nun in weiterer Folge betrachtet werden.

6.3 Wie „alltäglich“ sind nun Wohngemeinschaften? Realisierungsformen und Verbreitung

Bisher konnte aufgezeigt werden, dass das Zusammenleben nicht-verwandter Personen nicht völlig neu ist. Nun sollen aber die im Interesse stehenden Senioren-Wohngemeinschaften näher beleuchtet werden. Dazu stellen sich die Fragen, welche Formen an Organisationen denn nun existieren und wie man sich solche Wohngemeinschaften für Alte nun tatsächlich vorstellen kann.

6.3.1 Arten von Alten-Wohngemeinschaften

Feuerstein und Havel unterscheiden bezüglich der Organisationsart von Seniorenwohngemeinschaften auf der einen Seite so genannte „selbstorganisierte“ und andererseits „betreute“

Formen (vgl. Feuerstein/ Havel 2000: 251). Daneben existieren aber auch Arten, die zwischen diesen beiden Typen angesiedelt sind: nämlich von Vereinen organisierte und mit unterschiedlich hohem Regulierungsgrad betriebene Gemeinschaften.

Vor allem in Bezug auf selbst organisierte Wohngemeinschaften von und für SeniorInnen drängt sich eine Frage auf, und zwar, gibt es sie denn überhaupt? Nachdem die Sozialstatistik diese Haushaltsart nicht explizit erfasst und zudem kein Träger oder Verein im Hintergrund steht, sind diese im Grunde kaum fassbar. Ein vager Hinweis darauf, dass zumindest hie und da ein Interesse daran besteht, kann Wortanzeigen wie etwa der Folgenden entnommen werden: „Waere an einer Wohngemeinschaft fuer Aeltere (ab 55 plus) interessiert, wenn moeglich mit Garten oder Gartenbenuetzung und in ruhiger Lage, Wien, NOE oder Bgld.“ (Quelle: <http://oesterreich.kijiji.at>, Zugriff am 20.09.2008).

Im Folgenden sollen Beispiele, Merkmale und Probleme selbstorganisierter Wohngemeinschaften dargestellt werden. Aufgrund der o.a. nicht vorhandenen öffentlichen Präsenz bzw. statistischen Erfassung, wurde hierzu auf Beispiele, die in der Literatur zu finden sind, aber auch Zeitungsartikel und eigene Recherchen zurückgegriffen. Dasselbe ist dann auch für die organisierte und betreute Form vorgesehen. Durch die Internetpräsenz von Betreibern bzw. die Diskussion und Darstellung in diversen Altenberichten gestaltete sich hierbei die Erfassung wesentlich einfacher.

Selbstinitiierte und –organisierte Wohngemeinschaften

Bei selbst organisierten Wohngemeinschaften geht die Initiative zum gemeinsamen Wohnen von an dieser Wohnform interessierten älteren Menschen selbst aus. Sie werden also von ihren Bewohnern eigenständig initiiert und getragen. Hilfen zur Betreuung, Pflege und Haushaltsführung sind bei dabei nicht unbedingt in die Planung miteinbezogen, vielmehr wird auf gegenseitige Hilfe und Unterstützung im Notfall gesetzt, aber auch diese Aspekte stehen nicht im Mittelpunkt (vgl. Schuhmacher/ Stiehr 2000: 26).

Häufig handelt es sich bei der zukünftigen Bewohnergruppe nicht um Zufallsbekanntschaften sondern eher um eine „Wahlgemeinschaft“. Ein Beispiel dafür ist die Wohngemeinschaft „Villa Oberzil“ in St. Gallen in der Schweiz, die im Jahr 1982 aus einer Theatergruppe heraus entstanden ist (vgl. Pirhofer 1989: 186). Auch in diesem Fall haben sich die Bewohner bereits

vorher gekannt und die Idee der Wohngemeinschaft gemeinsam, nicht zuletzt aber auch mit Hilfe der Stadt St. Gallen umgesetzt. Es gibt aber auch Wohngemeinschafts-Initiativen nicht Bekannter. Um Personen zum Zweck des gemeinsamen Wohnens zu suchen und kennen zu lernen spielende Stellen eine wichtige Rolle. Tatsächlich gestaltet sich die Realisierung solcher Privatinitiativen bei genauerem Hinsehen weit schwieriger, als dies selbst Betroffene zunächst vermuten. Eine Inserentin des Forums „Seniorentreff“ berichtet beispielsweise, sie habe sich auf eine Anzeige zweier Frauen, die ein solches Wohnprojekt organisieren wollten gemeldet und auch bei einigen Treffen von Interessenten (8 bis 10 Personen) teilgenommen. Allerdings beendete sie den Kontakt auch wieder, da ihr „alles zu weltfremd war“. Als Gründe nennt sie die bereits anfänglichen Diskussionen über Rauchen / Nichtraucher, dass ein „ganzer Zoo“ aufgrund der vielen Haustiere zustande gekommen wäre und auch die Ansprüche an das Haus und die Umgebung sehr hoch gewesen wären (per Mail vom 25.05.2008). Auch einem Artikel aus der „ZEIT“ kann man einen ähnlichen Erfahrungsbericht entnehmen: ein Herr wollte sein leeres Haus mit Menschen über 60 Jahren teilen und schaltete eine Zeitungsanzeige, auf die er rege Rückmeldungen erhielt. Allerdings entsprachen die Interessenten nicht seinen Erwartungen, da sie von Rente und Entspannung sprachen und somit seine Vorstellung eines lebhaften und abwechslungsreichen Alltags nicht teilten. Ein geplantes Treffen sagte er deshalb auch ab (<http://Zeus.zeit.de>).

Eine gemeinsame, vor allem private Realisierung gestaltet sich (neben den Interessenskonflikten) nicht zuletzt aufgrund sehr langer Planungs- und Realisierungszeiten und juristischer bzw. finanzieller Hindernisse oder Unklarheiten als schwierig (vgl. Feuerstein/ Havel 2000: 251). Im Falle der bereits erwähnten Villa Oberzil handelte es sich bei den Beteiligten um selbständige Geschäftsfrauen und Angestellte, die Erfahrung darin hatten selbst die Initiative zu ergreifen und Dinge zu organisieren (vgl. Schachtner 1989). Wehrli-Schindler sieht den bereits bestehenden, einander vertrauten Kreis, der durch die Seniorentheatergruppe gegeben war und das großzügige Haus mit Garten als Voraussetzungen, dass es zum Gelingen der Initiative kam (vgl. Wehrli-Schindler 1997: 101f.).

Diese Erfahrungsberichte unterstreichen wiederum die Dominanz des Wunsches nach Selbstbestimmung und Selbständigkeit, wenn es um das Thema Alterswohnen geht. Auch der zweite deutsche Altenbericht zum Thema „Wohnen im Alter“ sieht die Beweggründe von Menschen zur Realisierung solcher Projekte ähnlich gelagert: „Ein besonders wichtiges Motiv für das Engagement in solchen Wohnprojekten, scheint der Wunsch nach selbst gewählter Ge-

meinschaft zu sein. Interessanterweise scheinen Begriffe wie ‘Selbständigkeit’ und ‘abrufbare Serviceleistungen’, die beim ‘betreuten Wohnen’ dominieren, eher durch ‘Selbstbestimmung’ ersetzt zu werden, die durchaus auch gegenseitige Abhängigkeit in Kauf nimmt.“ (Schuhmacher/ Stiehr 2000: 264). Dementsprechend wird die Erprobung dieser neuen Lebensform auch eher den „jungen Alten“ zugeschrieben (vgl. Saup 1993: 126).

Fremdorganisierte und betreute Wohngemeinschaften

Bei fremdorganisierte Wohngemeinschaften wird die Organisation und Umsetzung des gemeinschaftlichen Wohnprojektes von Dritten übernommen. Es handelt sich dann zwar um eine organisierte und gewissermaßen auch betreute Form der Wohngemeinschaft, die Betreuung der Bewohner steht hier allerdings noch nicht im Mittelpunkt. Meist wird von engagierten Personen, etwa von Sozialarbeitern, ein Verein zur Realisierung eines Wohnprojektes gegründet. Bei diesen Konzepten werden zukünftige Bewohner - im Idealfall zumindest - bereits während der Realisierung des Projektes miteinbezogen. Dies geschah beispielsweise im Fall der Göttinger Wohngemeinschaft „am Goldgraben“ (<http://freialtenarbeitgoettingen.de>). Hier konnten die BewohnerInnen bereits in der Phase des Umbaus mitberaten und -entscheiden. Dies erfordert natürlich bereits Abstimmungsvorgänge, die sich als schwierig erweisen können, weshalb im genannten Fall der Verein auch unterstützend eintrat. Der Vorteil dieser Vorgehensweise liegt darin, dass die Personen einen ersten Einblick in die Lebensgestaltung und mögliche Schwierigkeiten innerhalb einer WG erhalten (bspw. Entscheidungsfindung), vor allem aber eine sehr frühe Bindung zum neuen Heim aufbauen, was wiederum identitätsstiftend wirkt (vgl. ebd. Jasper 2007). Auch bei der Gründung einer Wohngemeinschaft in München suchte ein Verein etwa ein halbes Jahr vor der Fertigstellung der zukünftigen WG Interessenten via Aushänge und Zeitungsinserate. Die interessierten Personen trafen sich wöchentlich zu Besprechungen, am Anfang mit wechselnder Besetzung. Bereits nach einem Monat beteiligten sich vier der späteren fünf WG-Mitglieder daran. Kurz vor Fertigstellung der Wohnung traf sich die nunmehr fünfköpfige Gruppe allein, um bereits praktische Dinge des Umzuges, der Wohnungseinrichtung, der Entsorgung überflüssiger Möbel und ähnliches zu beraten (vgl. Schachtner 1989: 54f). Die Mitglieder wurden bei der Vergabe der Wohnung bzw. Zimmer also nicht von Dritten ausgewählt sondern haben sich selbst für die Wohngemeinschaft und somit auch füreinander entschieden.

Die Organisation und Vermittlung einer Wohngemeinschaft durch einen Verein bringt grundlegende Vorteile für die BewohnerInnen mit sich. Nicht nur, dass sie sich nicht mehr selbst um mögliche Mitbewohner kümmern müssen, auch finanzielle Belange hinsichtlich des Umbaus, der Mietkosten, juristische Dinge wie die Vertragsgestaltung und Vermietung der einzelnen Zimmer obliegen dem Verein. Außerdem sieht dieser meist auch regelmäßige Gruppentreffen vor, in denen die Konfliktbewältigung quasi trainiert werden kann und somit der Selbstreflexion und Schaffung eines guten Gruppenklimas dient. Dabei wird natürlich auch beachtet, dass sich im Falle eines auftretenden Hilfebedarfs ambulante Einrichtungen in räumlicher Nähe befinden. Neben all den genannten Vorteilen, die das Einschalten einer vermittelnden und unterstützenden Organisation bringt, gilt es zu bedenken, dass dadurch das Bedürfnis nach Selbstbestimmung durchaus beeinträchtigt werden kann und das Gefühl einer zusätzlichen Kontrolliertheit entsteht.

In der Realität verschwimmen die Grenzen zwischen von Vereinen organisierten Wohngemeinschaften und solchen, die von Trägerinstitutionen der Altenhilfe initiiert und erhalten werden und meist unter der Bezeichnung „betreute Wohngemeinschaft“ firmieren. Ein Unterschied besteht darin, dass die Betreuungskräfte, wie etwa Heimhilfen und Pflegekräfte meist aus der eigenen Organisation stammen, also nur bedingt frei wählbar sind. In der Regel ist dabei eine Heimhilfe, teilweise auch für mehrere Wohnungen, fix vorgesehen und bei Bedarf werden weitere Betreuungskräfte eingesetzt. Bei betreuten Wohngruppen soll einerseits selbstständiges und selbstbestimmtes, familienähnliches Wohnen ermöglicht werden, aber auch eine auf den individuellen Bedarf zugeschnittene Hilfe zur Verfügung stehen, da der Hilfebedarf der einzelnen Bewohner unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Grundsätzlich ist es in vielen Konzepten ein wesentliches Ziel, dass möglichst viele alltägliche Tätigkeiten selbstständig ausgeführt werden und eine Haushaltshilfe nur unterstützend zur Verfügung steht (vgl. Weeber und Partner 2001: 13). Für den Einzug in eine betreute Wohngemeinschaft ist in Österreich häufig die Einstufung in die erste Pflegestufe Voraussetzung (vgl. bspw. <http://pflege.fsw.at>), allerdings gilt als Aufnahmevoraussetzung auch „Mobilität“ (vgl. <http://wien.hilfswerk.at>) denn es ist grundsätzlich keine umfassende Betreuung, beispielsweise rund um die Uhr vorgesehen, wie auch die Gerätschaften, die in Pflegeheimen zur Erleichterung der fremden Körperpflege zu finden sind, nicht zur Standardausstattung einer betreuten Wohngemeinschaft gehören. Somit kann die Seniorenwohngemeinschaft nur bis zu einem gewissen Grad „als neuartige Form der Altenhilfe außerhalb von Heimen“ (Saup 1993: 126) gesehen werden. Trotzdem übersiedeln die Bewohner vielfach in betreute Wohngemeinschaften.

ten, weil sie nicht mehr alleine zu Hause wohnen können und sich für eine Betreuungsform, sei es ein Altenheim oder Ähnliches entscheiden müssen (vgl. Wehrli-Schindler 1997: 102).

Der Wiener Seniorengesundheitsbericht (1997) hebt als Vorteile betreuter Wohngemeinschaften gegenüber von Pflegeheimen hervor, dass „ein Leben unter weitgehend normalisierten Bedingungen, die Wahrung der Privat- bzw. Intimsphäre, die Möglichkeit zur individuellen Gestaltung des Tagesablaufes und der Integration in das vorhandene Wohnumfeld, die Eröffnung von Betätigungsfeldern und Möglichkeiten der Freizeitgestaltung, soziale Kontakte sowie therapeutische, pflegerische und hauswirtschaftliche Hilfen“ möglich bzw. gegeben sind (1997: 177). Die Privatsphäre soll etwa dadurch gewährleistet werden, dass jeder Bewohner sein eigenes Zimmer hat und dieses auch mit seinen eigenen Möbeln einrichten kann. Auch Haustiere sind in vielen betreuten Wohngemeinschaften erlaubt (vgl. bspw. <http://www.wiso.or.at/apfl/swg.php>). Eine gemeinsame Küche und der darin integrierte Aufenthaltsraum bieten die Möglichkeit selbst zu kochen und dienen zudem als Kontakt- und Gemeinschaftsraum. Die Möglichkeit zu Sozialkontakten und zur Freizeitgestaltung ergibt sich einerseits aus der jeweiligen Gemeinschaft selbst und größere Betreiber gründen teilweise mehrere Wohngemeinschaften in einem Wohnhaus, in dem sie beispielsweise auch ein Sozialzentrum betreiben, womit eine zusätzliche Gelegenheit zur sozialen Anknüpfung bzw. Freizeitgestaltung, etwa durch die angebotenen Veranstaltungen gegeben ist. Aufgrund der Ansiedlung in gewöhnlichen Wohnhäusern ergibt sich grundsätzlich auch die Möglichkeit zu Kontakten, etwa zu Nachbarn oder zu anderen Personen in der unmittelbaren Umgebung.

Ein weiterer wesentlicher Vorteil von Wohngemeinschaften – egal ob es sich um die selbstorganisierte oder betreute Form handelt – liegt darin, dass die Mietkosten meist geringer als in der bisherigen Wohnung und natürlich auch im Vergleich zu Pflegeheimen sind, da die Gesamtquadratmeter durch die Zahl der Bewohner geteilt wird und Zusatzbetreuungen und Leistungen, wie beispielsweise Reinigungsdienste für das Privatzimmer, individuell verrechnet werden. Zudem besteht für beide Formen auch die Möglichkeit, Mietbeihilfe zu beantragen. Um die Entstehung und Umsetzung der betreuten Wohngemeinschaft weiter zu verbildlichen, soll ein sehr erfolgreiches Beispiel aus dem Ausland, das bereits seit über 50 Jahren existiert und auch international Verbreitung gefunden hat, nachfolgend vorgestellt werden.

Abbeyfield – “housing with support or care for older people” (www.abbeyfield.com)

Im Jahr 1956 gründete der Brite Richard Carr-Gomm das erste Abbeyfield-Haus in einem ärmeren Londoner Stadtviertel. Er initiierte somit eines der ältesten und bekanntesten Altenwohngemeinschaftsmodelle, die so genannten Abbeyfield-Häuser. Sein Bestreben war es, der Einsamkeit älterer Menschen Einhalt zu gebieten. Bemerkenswert ist daran vor allem die heute existierende Größenordnung und die internationale Verbreitung des Konzeptes seit den 1980er Jahren. Allein in England gibt es heute mehr als 300 Mitgliedsorganisationen mit über 700 Häusern, die insgesamt über mehr als 7.500 Wohnplätze verfügen. Dadurch ist eine gute Chance gegeben, dass die zukünftigen Bewohner ihre gewohnte Umgebung nicht aufgeben müssen. Die Abbeyfield-Idee hat mittlerweile weltweiten Erfolg und die Internationale Gesellschaft kann auf 15 Mitgliedsstaaten verweisen. Neben europäischen Staaten sind auch die USA, Kanada, Australien, Japan und Südamerika Mitglieder von Abbeyfield International (www.abbeyfieldinternational.com).

Aber was steckt hinter der Abbeyfield-Idee? Eine Gruppe von 8 bis 12 Senioren teilt sich ein gewöhnliches Einfamilienhaus. Jedes Haus hat einen eigenen „House-Manager“ als Ansprechpartner für alltägliche Belange und diesem obliegt auch die Reinigung der Gemeinschaftsräume und die Zubereitung der Mahlzeiten. Die restlichen alltäglichen Tätigkeiten führen die Bewohner selbst aus: dazu gehören beispielsweise die Zubereitung des Frühstücks und die Reinigung des Privatbereiches. Zusätzlich verfügt jede lokale Abbeyfield Society über einen Kreis von lokalen Helfern. Den einzelnen Bewohnern steht für gewöhnlich ein Zimmer zur Verfügung, teilweise ist diesem auch ein Badezimmer angeschlossen. Die Zimmer selbst sind vor dem Einzug unmöbliert, das heißt, der Bewohner kann seine gewohnte Ausstattung - soweit möglich - mitbringen und somit weiterhin um sich haben. Der Rest der Wohnung wird gemeinschaftlich genutzt, dazu zählen die Küche, das Wohn- und Esszimmer sowie der Hauswirtschaftsraum. Auch Gästezimmer für Besucher sind für gewöhnlich vorgesehen, dieses dient gleichzeitig als Zimmer, in dem Interessenten auch „Probewohnen“ können. Wenngleich die Organisation der Betreuung durch einen eigenen House-Manager von den Betreuungsformen in betreuten Wohngemeinschaften hierzulande abweicht, die Art des Zusammenlebens innerhalb eines gemeinsamen Haushaltes mit einem privaten, selbst eingerichteten Raum (und teilweise eigenen Sanitäreinrichtungen) und gemeinsam geteilten Wohn-, Ess- und Aufenthaltsraum gleicht den in Österreich vorzufindenden betreuten Wohngemeinschaften durchaus.

Ein Blick auf die Zielgruppenbeschreibung der Website, bringt uns wiederum zu den in Österreich, vor allem in Wien angebotenen betreuten Wohngemeinschaften. Nach Abbeyfield.com richten sich die Wohnungen an “anyone over pensionable age who no longer feels able to cope or does not wish to live alone at home. Particular consideration is given to local people (or to those with local connections). Abbeyfield strives to practise equal opportunities and thus is open to all, regardless of race, gender, colour, religious belief and ethnic origin“ (http://www.abbeyfield.com/about_us.htm). Während hierzulande der Gleichheitsgrundsatz keine Erwähnung findet, kann dem einleitenden Satz der Internetseite eines österreichischen Betreibers, nämlich „betreute SeniorInnen-Wohngemeinschaften (SWG) sind für ältere Damen und Herren geeignet, die aus physischen oder psychischen Gründen nicht mehr allein wohnen können oder wollen (...)“ (www.hilfswerk.at) eine gewisse Ähnlichkeit kaum abgesprochen werden. Um noch weiter in die österreichische Situation vorzudringen, soll nachfolgend, in erster Linie die Wiener Landschaft betreuter Wohngemeinschaften skizziert werden.

6.3.2 Lage in Österreich mit Schwerpunktsetzung Wien

Nachdem die Haushaltsform „Wohngemeinschaft“ in der amtlichen Statistik nicht eigens erfasst wird, kann über die Verbreitung privater Zusammenschlüsse älterer Menschen keine Auskunft gegeben werden. Grundsätzlich ist diese allerdings eher marginal einzuschätzen. Etwas einfacher gestaltet sich die Erfassung betreuter Seniorenwohngemeinschaften, aber selbst hier mangelt es an einer österreichweiten Dokumentation. An dieser Stelle soll sich die Darstellung deshalb auf die örtlichen Gegebenheiten, also auf Wien begrenzen.

Dem Wiener Seniorengesundheitsbericht kann entnommen werden, dass die erste Wohngemeinschaft seit mittlerweile 24 Jahren besteht. Sie wurde im Jahre 1984 von SozialarbeiterInnen des Pflegeheims Lainz initiiert. Deren Ziel war es PflegeheimbewohnerInnen, die selbständig leben konnten und wollten ein weitgehend normalisiertes Leben zu bieten (Wiener Seniorengesundheitsbericht 1997: 177).

Dieses Leitmotiv ist seither im Wesentlichen unverändert aufrecht geblieben und das Angebot wurde auch zusehends ausgebaut. So standen 96 Plätze am Anfang des Jahres 1996 zur Verfügung, zu Beginn des darauffolgenden Jahres war die Zahl bereits auf 115 gestiegen. Zu einem sprunghaften Anstieg kam es auch zu Beginn des Jahres 2008: zum Ende des Jahres 2007 gab es 132 Plätze in Wohngemeinschaften und bereits im ersten Halbjahr 2008 war das Angebot auf 214 Plätze angestiegen. Der Grund dafür lag in der Schaffung von 9 neuen Wohn-

gemeinschaften in der Kundratstraße (Fond Soziales Wien, Stabstelle Dokumentation, Stand 06.2008). Diese zum Stand Juni 2008 vorhandenen 214 Plätze befinden sich in 41 Wohngemeinschaften, die von den zwei bekannten Organisationen betreut werden, die in der Bundeshauptstadt Wien auch die überwiegende Zahl an Wohngemeinschaften betreiben. Es handelt sich um das Wiener Hilfswerk und die Wiener Sozialdienste Alten- und Pflegedienste GmbH. So betrieb die Erstgenannte per September dieses Jahres an 6 und die Zweitgenannte an 12 verschiedenen Adressen die gesamten 41 Wohngemeinschaften. Daneben hat das Kuratorium Wiener Pensionistenwohnhäuser eine Wohngemeinschaft in einem ihrer Häuser eingerichtet und die Caritas Socials betreibt eine Wohngemeinschaft für demente Menschen (www.pflege.fsw.at).

Einen Überblick über die Standorte und die jeweilige Anzahl an Wohnungen kann auch der Tabelle 2 entnommen werden. Aus der Tabelle ist zudem ersichtlich, dass das Wiener Hilfswerk pro Standort überwiegend nur eine und nur in einem Fall auch eine zweite Wohngemeinschaft betreibt, während die Wiener Sozialdienste an manchen Standorten eine weitaus größere Zahl betreibt. Bei der Größenordnung von 9 oder 10 Wohngemeinschaften in einem Haus drängt sich allerdings doch eine besondere Heimähnlichkeit auf. Hierbei ist zu vermuten, dass sich ein Neubau oder Umbau im größeren Stil in finanzieller Hinsicht weit mehr lohnt, als dies bei einzelnen Wohnungen der Fall ist. Zusätzlich kann das Pflege- und Heimhilfepersonal gleich mehrere Wohneinheiten betreuen.

| Wiener Hilfswerk | Anzahl der Wohnungen | Wiener Sozialdienste | Anzahl der Wohnungen |
|-------------------------------|-----------------------------|-------------------------------|-----------------------------|
| 1040 Wien, Kühnplatz | 2 | 1100 Wien, Quellenstraße | 2 |
| 1040 Wien, Rainergasse | 1 | 1100 Wien, Kundratstraße | 9 |
| 1050 Wien, Siebenbrunnengasse | 1 | 1120 Wien, Arndtstraße | 3 |
| 1120 Wien, Am Schöpfwerk | 1 | 1120 Wien, Wilhelmstraße | 1 |
| 1120 Wien, Zanaschkagasse | 1 | 1130 Wien, Fred-Liewehr-Gasse | 1 |
| 1220 Wien, Doeltergasse | 1 | 1140 Wien, Linzer Straße | 10 |
| 1230 Wien, Perfektastraße | 1 | 1150 Wien, Gablenzgasse | 1 |
| | | 1150 Wien, Pilgerimgasse | 1 |
| | | 1160 Wien, Ottakringerstraße | 1 |
| | | 1160 Wien, Maroltingergasse | 2 |
| | | 1200 Wien, Hartlgasse | 1 |
| | | 1220 Wien, Finsterergasse | 1 |
| Gesamt | 8 | | 33 |

Tabelle 2: Überblick über betreute Seniorenwohngemeinschaften in Wien
Datenquelle: Fond Soziales Wien, Darstellung: eigene

In den oben angeführten 41 Wohngemeinschaften leben insgesamt 99 Personen. Da dies eine durchschnittliche Personenzahl von 2,4 Personen ergibt, scheint dabei eine andere als die hier vorgenommene Definition einer Wohngemeinschaft vorzuliegen. Und tatsächlich, ein näherer Blick auf die mir vorliegende Übersicht zeigt, dass auch Wohnungen mit zwei Personen als Wohngemeinschaften definiert werden. Schließt man nun diese Wohngemeinschaften aus und summiert nur solche, die der hier vorliegenden Definition (vgl. 6.1) entsprechen, also mindestens drei Personen umfassen, ergibt sich eine durchschnittliche Bewohnerzahl von 5,6 Personen.

Für eine Auswertung der Sozialstruktur der BewohnerInnen der Wohnungen muss allerdings wieder auf die 99 Personen zurückgegriffen werden, da keine Zuordnung zu den einzelnen Adressen vorliegt. Eine Betrachtung hinsichtlich der geschlechtlichen Aufteilung ergibt gleich ein überraschendes Bild: es wohnen nämlich mehr Männer als Frauen in den Wohngemeinschaften (52 zu 47). Dies überrascht insofern, als dass es derzeit noch einen demografischen Überhang an älteren Frauen gibt. Da Frauen im Alter häufiger alleine leben und eine längere Lebenserwartung haben, entsprechen Sie doch eher der Zielgruppe einer betreuten Einrichtung.

Das Durchschnittsalter (arithmetische Mittel) der BewohnerInnen o.a. WGs beläuft sich auf 73,85 Jahre, wobei die jüngsten Personen 50 Jahre alt sind und die älteste Person 100 Jahre zählt, was immerhin eine Gesamtspanne von 50 Jahren ergibt! Auch der Median liegt bei 74,5 Jahren. Diese Werte entsprechen in etwa den Ergebnissen von diversen Erhebungen, in denen meist ab dem 75-sten Lebensjahr ein Ansprung an funktionellen Einschränkungen und ein sich daraus ergebender erhöhter Hilfs- und Unterstützungsbedarf festgestellt wird. Betrachtet man das Durchschnittsalter noch getrennt nach Geschlecht, liegt es für die Frauen bei 75,6 und bei den Männern bei 72,3 Jahren.

In empirischen Erhebungen, wie beispielsweise der Berliner Altersstudie wurde festgestellt, dass es um die soziale Integration von Bewohnern institutioneller Einrichtungen vergleichsweise schlecht bestellt ist: sie verfügen mit durchschnittlich 4,5 Netzwerkpartner um mehr als die Hälfte weniger Sozialkontakte, als dies bei gleichaltrigen Personen in Privathaushalten (diese nennen 11,3 Personen) der Fall ist (Wagner, et al 1996). Eine durchschnittlich große Wohngemeinschaft, mit (aufgerundet) 6 Personen, würde nun einer Person die Gelegenheitsstruktur für 5 zusätzliche Kontakte bringen. Dazu gilt es allerdings auch im Auge zu behalten, dass Studien zu Alten- bzw. Pflegeheimen zum Ergebnis kommen, dass Gelegenheitsstrukt-

ren zu Kontakten und die räumliche Nähe keine hinreichende Bedingung dafür sein müssen, dass auch soziale Beziehungen geknüpft werden. Nun stellt sich die Frage, ob kleinräumigere Konzepte mit familiären Bedingungen, weniger Reglementierung des Alltags und privater Atmosphäre, die zudem auch räumlich in „herkömmlichen“ Wohngebieten angesiedelt sind, dem entgegensteuern können, dass einerseits bisherige Sozialbeziehungen verloren gehen und andererseits, ob dadurch der Aufbau sozialer Beziehungen innerhalb der Gemeinschaft begünstigt wird.

6.4 Die betreute Wohngemeinschaft als Lösung problematischer Lebenslagen? Eine zusammenfassende Betrachtung

„Neue Familie im Alter?“ lautet die Frage am Titelblatt dieser Arbeit und zielt darauf ab, das soziale Netzwerk von einzelnen BewohnerInnen einer betreuten Wohngemeinschaft zu beschreiben und zu analysieren, um in weiterer Folge auf das Potential der Gemeinschaft Rückschlüsse ziehen zu können. Bevor nun diese Fragestellung in den nachfolgenden Kapiteln in den Mittelpunkt gerückt wird, soll zusammenfassend betrachtet werden, weshalb es überhaupt einen Bedarf an einer solchen Gemeinschaftsform geben sollte und für welche Problemlagen grundsätzlich die betreute Wohngemeinschaft einen Lösungsansatz bieten kann. Im ersten Teil dieser Arbeit wurden dazu die Themenbereiche, die einen integralen Bestandteil des Konzeptes der betreuten Senioren-Wohngemeinschaft darstellen – nämlich Alterswohnen, „Gemeinschaft“ (soziale Beziehungen) und Betreuung bzw. Pflege – in allgemeiner Form beschrieben. Das Ziel dieser Vorgehensweise bestand darin, einerseits die Bedingungen und Besonderheiten dieser Lebensbereiche, die statistische Realität, wie auch mögliche Problembereiche darzustellen. Die bedeutsamsten Merkmale finden sich jeweils am Ende der einzelnen Kapitel zusammengefasst. Nachfolgend sollen nun die Problembereiche summarisch dargestellt werden. Also, welche Problemlagen können nun für die genannten Bereiche ausgemacht werden und für welche ist die „herkömmliche“ Lösung „Familie“ nur mehr eingeschränkt tragfähig?

Eine Wohnung, die Wohnumwelt und das unmittelbare räumliche Umfeld kann dann einen problembehafteten Umstand darstellen, wenn sie den Bedürfnissen des alten Menschen nicht mehr gerecht wird. Altersbedingte Probleme können durch das räumliche (und soziale) Umfeld zusätzlich verstärkt werden (vgl. Wahl et al, 1999; zit. n. Flade 2006: 145). Hierbei geht es weniger um Barrierefreiheit oder ähnliche Dinge sondern beispielsweise um die fehlende

Anregung der Umwelt, die dazu führt, dass sich die kognitiven und sozialen Fähigkeiten vermindern (vgl. Flade 2006: 146). Vor allem Personen, die alleine Leben laufen eher Gefahr, bei gesundheitlichen Einschränkungen, beispielsweise Mobilitätseinschränkungen, in eine soziale Isolation zu geraten. Es entsteht dann häufig ein Unterstützung und/oder Betreuungsbedarf, der die Abhängigkeit von der räumlichen, aber auch von der sozialen Umgebung verstärkt. Es sind hierbei vor allem ältere Frauen, die häufig von dieser Situation betroffen sind (vgl. Kap. 2).

Bis dato sind es auch immer noch die Frauen, oder genauer gesagt die Töchter und Schwiegertöchter, die in einem solchen Fall unterstützend zur Seite stehen und wichtige instrumentelle und affektive Unterstützungsleistungen erbringen. Das Potential dieser Unterstützung, vor allem instrumenteller Hilfeleistungen, geht allerdings bereits heute zurück. Schon jetzt sinkt die Zahl der Kinder (damit auch Töchter), zusätzlich ist die Erwerbsorientierung der Frauen bereits heute auf einem hohen Niveau. Darüber hinaus steigt auch die Mobilität junger Generationen, d.h. selbst wenn Kinder vorhanden sind, wohnen diese nicht immer in der unmittelbaren Nähe zu den (alten) Eltern (vgl. Lehr 2000: 155). Neben den Kindern dürfte in Zukunft auch der Partner / die Partnerin immer öfter fehlen: dazu seien als wesentliche Faktoren nur stichwortartig die hohen Scheidungszahlen genannt.

Ledigen oder verwitweten Personen, die sozial isoliert leben und in ihrer physischen und psychischen Leistungsfähigkeit eingeschränkt sind, bleibt häufig nur der Ausweg in eine institutionelle Einrichtung zu ziehen (vgl. Wagner et al. 1996: 314). Häufig besteht die soziale Isolation aber auch in institutionellen Einrichtungen weiterhin fort, was einen besonders problematischen Aspekt darstellt. Der Einzug ein Altenheim, vor allem in ein Pflegeheim, führt nämlich oft zu einer weiteren Einschränkung von Familienkontakten und auch zu Kontaktverlusten (vor allem zu Bekannten, Nachbarn). Aber nicht nur Kontakte nach außen erfahren eine Einschränkung, auch innerhalb der Gemeinschaft kommt es häufig zu einer Isolation, die Düx (1997) als „Innenwelt-Isolation“ bezeichnet. Die Gründe dafür teilt er in vier Bereiche ein: den individuellen Antipathien/Konflikten, den körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen, den Verlust eines langjährigen Gesprächspartners sowie der Heterogenität der Gruppe (S. 33). Es handelt sich dabei überwiegend um Gründe, die nicht oder nur schwer verändert werden können.

All dies scheint grundsätzlich für „lebensweltorientierte“ Wohn- und Betreuungsangebote, wie beispielsweise der betreuten Wohngemeinschaft für SeniorInnen zu sprechen: denn diese entlasten die Angehörigen, bieten den Vorteil der Integration in ein gewöhnliches räumliches

Umfeld, d.h. Wohngebiet, womit beispielsweise alltägliche Gespräche auf der Straße oder das Erledigen von Besorgungen u.ä.m., zumindest grundsätzlich möglich bleiben. Zudem bieten sie ein soziales Umfeld, das die Eigeninitiative der Bewohner anregen und Fähigkeiten mobilisieren soll. Das selbständige Wohnen sowie Autonomie und Privatheit sollen durch eine eigenständige Gestaltung des Tagesablaufes gewährleistet werden (vgl. Wiener Sozialdienste: Informationsbroschüre).

Bei all diesen Vorzügen kann man gemeinschaftliche Wohnformen, wie die betreute Wohngemeinschaft, keinesfalls als generelle Lösung für Menschen in den o.a. Problemlagen sehen. So ist das Interesse an sozialen Kontakten nicht bei allen Menschen gleich ausgeprägt, wie auch viele nicht am Zusammenleben mit Gleichaltrigen interessiert sind (vgl. Flade 2006: 147).

Wie aber gestaltet sich nun dieses Zusammenleben? Welchen Platz gewinnen die MitbewohnerInnen im persönlichen Netzwerk einer Person? Kommt es zu einer Veränderung des bisherigen sozialen Netzwerkes, wie es vor dem Einzug bestand? Diese und ähnliche Fragestellungen sollen im nachfolgenden Teil konkret dargestellt werden. Zusätzlich gilt es, auch die Vorgehensweise bzw. die Erfahrungen bei der Erhebung und natürlich die durch die Erhebung erhaltenen Antworten darzustellen.

7 Untersuchungsanlage und Methoden

Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es zwischen der klassischen Primärgruppe - der Familie - und der Gemeinschaft innerhalb der betreuten Seniorenwohngemeinschaft? Diese Frage findet sich (in anderer Formulierung) am Titelblatt dieser Arbeit und soll im vorliegenden „empirischen Teil“ die Schlussfrage bilden. Auf den nachfolgenden Seiten wird zunächst die Netzwerkanalyse in allgemeiner Form und dann das hier zur Anwendung gekommene Analysekonzept mitsamt der dabei zu Grunde liegenden Fragestellungen vorgestellt. In weiterer Folge wird die angewendete Erhebungsmethodik, der Feldzugang, die Auswahl der befragten Personen und die Erfahrung, die im Zuge der Interviewtätigkeit gesammelt werden konnte, wie auch die Auswertungsmethodik dargestellt und reflektiert. Schlussendlich sollen natürlich die Ergebnisse der qualitativen Netzwerkanalyse vorgestellt werden, um zuletzt auf die o.a. Fragestellung eingehen zu können.

7.1 Zur Netzwerkanalyse als Untersuchungsmethode

In aller Allgemeinheit und Einfachheit ausgedrückt kann man sagen, dass die Netzwerkanalyse die Erfassung, Darstellung und natürlich auch Analyse sozialer Beziehungen zum Ziel hat. Dabei stehen nicht einzelne Beziehungen im Vordergrund sondern es soll die Gesamtheit der sozialen Beziehungen, die Relationen zwischen verschiedenen Beziehungen in einem Netzwerk (wie Cluster- und Cliquesbildung) analysiert und nach der Bedeutung von Strukturmerkmalen des Netzwerkes und der sozialen Beziehungen für die soziale Integration gefragt werden (Kardoff 1989). Dabei werden nicht nur Netzwerke von Personen erhoben sondern auch solche von Gruppen, Organisationen bis hin zu größeren Sozialsystemen, wie beispielsweise Staaten.

Bereits einer der Gründerväter der Soziologie, Georg Simmel (1858 – 1918), sah die Analyse von Beziehungen zwischen Individuen als Grundaufgabe der Soziologie an. Allerdings wird Simmel nicht mit der Entstehung der Netzwerkanalyse in Verbindung gebracht (vgl. Jansen 2006: 37). Als unmittelbare Vorläufer der Netzwerkanalyse werden von Scott (1991) die Harvard-Strukturalisten rund um Harrison C. White einerseits und die britische Sozialanthropologie, die „Manchester-Schule“ der 1950er und 1960er Jahre andererseits ausgemacht (vgl. Diaz-Bone 1997: 7). Daneben lieferte die sozialpsychologische Gestaltungs- und Feldtheorie wichtige theoretische Ansätze und das von Moreno (1967) entwickelte Soziogramm gilt als Vorläufer für die heute verwendeten visuellen Darstellungen (vgl. ebd). Gegenwärtig ist die Netzwerkanalyse vor allem in den USA und in Kanada eine vielfach verwendete Methode. Die Anwendung erfolgt dabei in verschiedensten Disziplinen, was sich damit begründen lässt, dass die Methoden der Analyse selbst an sich anwendungsneutral sind (Pappi 1987: S. 11). Die Fachrichtungen reichen beispielsweise von der Sozialpsychologie, der Soziologie über die Betriebswirtschaftslehre und Politikwissenschaft bis hin zur Anthropologie. Diese Vielfalt ergibt sich wohl nicht zuletzt aufgrund der verschiedenen existierenden Netzwerkarten. Zu diesen zählen, um nur einige zu nennen, persönliche bzw. private Netzwerke, Netzwerke in und zwischen Organisationen (formeller wie informeller Natur), Machteliten wie Politiknetzwerke, aber auch Subkulturen oder und in jüngster Zeit auch virtuelle Netzwerke.

Trotz der breit gefächerten Disziplinen, in denen die Netzwerkanalyse Anwendung findet, sieht beispielsweise Bettina Hollstein das Netzwerkkonzept als Soziologisches an, sie argumentiert dies folgendermaßen: es ist „zwischen Mikro- und Makroebene angesiedelt (ist) und (bietet) als relationaler Ansatz einen genuin soziologischen Ansatzpunkt (bietet), um Mecha-

nismen sozialer Integration und den Bedingungen und Folgen von Modernisierungsprozessen auf die Spur zu kommen." (Hollstein 2006: 11). Zusätzlich könnte man auch den eigentlichen Ursprung bei Simmel für eine solche Argumentation heranziehen. Aber dies soll hier nicht näher verfolgt werden.

Welche Methoden der Netzwerkanalyse kommen nun in der Soziologie zur Anwendung? Da das Konzept hier in erster Linie zur Erfassung sozialer Strukturen herangezogen wird, konzentriert man sich in erster Linie auf die „formale Netzwerkanalyse“ (Hollstein 2001). Zu den in einem Netzwerk relevanten Strukturmerkmalen zählen dabei dessen *Größe*, also die Anzahl der Netzwerkmitglieder, die *Dichte*, die Verbindungen der Netzwerkmitglieder untereinander, die *Heterogenität*, womit die Streuung von sozialen Merkmalen der Netzwerkmitglieder gemeint ist und die *Multiplexität*, die den Anteil der Netzwerkmitglieder erfasst, zu dem ein Mitglied mehrere Arten sozialer Beziehungen unterhält (Wagner/ Wolf 2001: 531). Grundsätzlich besteht der theoretische Anspruch, totale Netzwerke zu erheben, dieser wird allerdings in der Praxis (verständlicherweise) kaum eingelöst. Erhoben werden meist nur Teile von Gesamtnetzwerken, also partielle Netzwerke. Den Ausgangspunkt bildet dabei häufig eine Person und die mit ihr direkt verbundenen Beziehungen einer bestimmten Art (beispielsweise informelle Beziehungen) und im Idealfall werden auch zusätzlich die Beziehungen zwischen den Netzwerkpersonen von „Ego“ (die befragte Person) zu ihren Netzwerkmitgliedern („alteri“) erhoben und analysiert. Man spricht in einem solchen Fall vom „ego-zentrierten“ oder „egozentrischen“ Netzwerk einer Person. Es ist aber auch dann von Netzwerken die Rede, wenn die Beziehungen der Netzwerkmitglieder untereinander nicht berücksichtigt werden sondern nur die direkten Beziehungen. Neben den Strukturdaten schließt auch die formelle Netzwerkanalyse das Erfassen von Beziehungsinhalten keineswegs aus. Um die Leistungen bzw. Inhalte von direkten Verbindungen zu erfassen, kommen im Wesentlichen zwei Verfahren zum Einsatz: und zwar der Austausch- und der Rollenansatz. In der Praxis wird häufig eine Kombination der beiden vorgenommen (vgl. Hollstein, z.B. 2001: 46f.). Der Austauschansatz arbeitet mit Listen, auf denen unterschiedliche Situationen angeführt sind. In Interviews wird dann gefragt, an wen sich die Person in einer bestimmten Situation oder bei Auftreten eines bestimmten Problems wendet. Dabei können Personen selbst genannt oder vom Interviewer vorgegeben werden. Der Rollenansatz wiederum, geht von der Beziehungsart aus (z.B. Vorgesetzter, Verwandter, Freund) und ermittelt die Leistung der einzeln angesprochenen Personen (vgl. Hollstein, z.B. 2001: 46f.). Es ist eine verbreitete Vorgehensweise, die Inhalte bzw. Leistungen sozialer Beziehungen oder auch Beziehungsarten anschließend in

Kategorien zu fassen. Um sich davon ein Bild machen zu können: Knoke und Kuklinski (1982) unterscheiden beispielsweise sieben Beziehungsinhalte, i.e. Tauschbeziehungen/Transaktionen, Kommunikationsbeziehungen, Grenzüberschneidungen, instrumentelle Beziehungen, Gefühlsbeziehungen, Autoritäts- oder Machtbeziehungen und Verwandtschafts- und Abstammungsbeziehungen (zit. nach Pappi 1987: 16) während Fischer (1982) drei Beziehungstypen konstruiert, nämlich formale, gefühlsmäßig oder emotionale und auf Interaktion und Austausch beruhende soziale Beziehungen (zit. nach: Wagner/ Wolf 2001: 532).

Ein wesentliches Defizit der „herkömmlichen“ Netzwerkanalyse sieht Jansen – die selbst Vertreterin dieser ist – im „zu wenig reflektierten Verhältnis zwischen konkreten Netzwerken und Interaktionen und subjektiven Bedeutungszuschreibungen, Normen und Institutionen, Kulturen und Symbolwelten“ (Jansen 2006: 278). In diesem Bereich versucht sich die qualitative Form der Netzwerkanalyse zu etablieren, denn diese hat (unter anderem) zum Ziel, auch die subjektiven Deutungen der Akteure, deren Wahrnehmungen, individuellen Relevanzsetzungen und handlungsleitenden Orientierungen (Hollstein 2006: 21) zu erfassen. Da auch bei der qualitativen Netzwerkanalyse häufig eine Triangulation qualitativer Verfahren und quantitativer Elemente, beispielsweise durch den Einsatz von standardisierten Namensgeneratoren und Visualisierungselemente zum Einsatz kommt (vgl. dazu Hollstein/ Straus 2006), gibt es auch Stimmen, die die Etikettierung „qualitative Netzwerkanalyse“ problematisieren und in Frage stellen (vgl. Diaz-Bone 2007). Dieser Einwand scheint jedoch leicht entschärfbar zu sein, in dem einfach die Bezeichnung „mixed-method-Ansatz“ wählt. Ein solcher war auch für die vorliegende Arbeit vorgesehen. Und zwar sollte als Namensgenerator, die so genannte „Methode der konzentrischen Kreise“ zum Einsatz kommen, die Kahn/Antonucci (1980) zur Illustration sozialer Unterstützungsstrukturen entwickelt haben. Dabei wird der befragten Person ein Kreis mit drei Innenkreisen vorgelegt und sie wird gebeten, die für sie *sehr wichtigen / wichtigen / weniger wichtigen* Personen (von innen nach außen) einzutragen. Der Vorteil dieser Netzwerkkarte liegt einerseits darin, dass die visuelle Darstellung für den Interviewten als eine Art Gedankenstütze dienen kann und dabei gleichzeitig für Übersichtlichkeit sorgt, andererseits ermöglicht sie auch eine Vergleichbarkeit der Fälle, wie auch eine quantitative Auswertungsmöglichkeit, beispielsweise hinsichtlich der Dichte und Größe des Netzwerkes (vgl. Bernardi et al. 2006: 362). Warum auf den Einsatz dieser standardisierten Methode wie auch anderer standardisierter Elemente, wie beispielsweise das Stellen so genannter „Deskriptorfragen“, mit denen nähere Informationen zu den Netzwerkpartnern erhoben werden sollen oder die Vorgabe verschiedener Situationen und die Frage nach den Personen, die in diesen

Fällen konsultiert werden (zur Erfassung der Beziehungsinhalte bzw. auch zur Kontrolle) verzichtet wurde, findet sich in Kapitel 7.5 weiter dargelegt.

Dieses Scheitern - oder besser ausgedrückt - diese Erfahrung bestärkt allerdings die Erkenntnis, dass es Felder gibt, in denen der Einsatz qualitativer oder teilstandardisierter Methoden besser geeignet zu sein scheint. Als „klassische“ Einsatzfelder qualitativer Methoden gelten (relativ) unerforschte Phänomene, ein Feld, in dem standardisierte Methoden nicht angewendet werden können und schlussendlich natürlich auch das Erkenntnisinteresse des Forschers (vgl. bspw. Hitzler/ Honer 1997). Alle drei Merkmale treffen in der vorliegenden Studie auch zu. Denn es handelt sich bei der im Mittelpunkt stehenden Gemeinschaftsform der Wohngemeinschaft um ein relativ junges und vor allem unerforschtes Phänomen. Dass auch das Untersuchungsinteresse und die Art der Fragestellung eine qualitative Vorgehensweise erfordert, soll spätestens nach der Lektüre des nachfolgenden Kapitels außer Frage stehen. Schlussendlich wird auch die Beschreibung und Reflexion der Erfahrungen mit der Befragung älterer Menschen, die an späterer Stelle folgen soll, den Einsatz quantitativer Methoden als nahezu unmöglich und zudem nicht reliabel erscheinen lassen. Zunächst soll allerdings das theoretische Untersuchungskonzept und die konkreten Fragestellungen vorgestellt werden.

7.2 Untersuchungskonzept und Fragestellungen

Gegenstand der empirischen Erhebung, die im Zuge dieser Arbeit vorgestellt werden soll, sind persönliche bzw. egozentrische Netzwerke von Personen, die Bewohner einer betreuten Wohngemeinschaft sind. Die Grundlage der Erhebung bildet die Anlehnung an ein Konzept informeller Beziehungen und Netzwerke, „das es ermöglicht, sowohl strukturelle Merkmale (der Eigendynamik sozialer Beziehungen geschuldeter Merkmale) als auch unterschiedliche individuelle Orientierungen der Akteure in Rechnung zu stellen und in ihren Wechselwirkungen zu analysieren“ (Hollstein 2003: 153), wie es Bettina Hollstein (2003: 153ff.) in Anlehnung an Simmels Form-Begriff vorstellt. Hinter diesen „Formen“ steckt die Annahme, dass soziale Beziehungen von Strukturen bestimmt werden und daher eine gewisse Eigendynamik entwickeln, also „strukturell bestimmt“ sind. Drei wesentliche „basale Strukturmerkmale“ sind dabei etwa die Zeit (d.h. die Dauer einer Beziehung), die Zahl (Größe der Gruppe) und der Raum (räumliche Nähe) (vgl. ebd.). Diese Merkmale bestimmen welche Leistungen in Beziehungen möglich und im Gegenzug dazu nur schwer möglich oder unmöglich sind. Um dies anhand eines Beispiels zu verdeutlichen: in einer Zweierbeziehung (Dyade) ist die Nicht-

Verantwortlichkeit der Beteiligten nahezu ausgeschlossen, während unmittelbarer Kontakt und Intimität leichter entstehen können als in einer großen Gruppe (vgl. ebd.).

Während sich aus den Strukturmerkmalen zunächst einmal potentielle Leistungen ablesen lassen, werden die tatsächlichen Leistungen von individuellen Orientierungen bestimmt. Diese Orientierungen umfassen die „subjektiven Relevanzsetzungen“, d.h. was einer Person wichtig ist, die „individuellen Wahrnehmungs- und Interpretationsschemata“, also die Wahrnehmungen und Interpretationen der Person, und die „milieu- und kulturspezifische normative Orientierung“, womit die Vorstellung einer Person gemeint ist, welche Personen für bestimmte Leistungen zuständig sind (vgl. Hollstein 2003: 159), diese Aspekte spiegeln für gewöhnlich auch gesamtgesellschaftliche Bilder wider.

Wie können nun diese beiden Perspektiven für den vorliegenden Fall sinnvoll genutzt werden? Folgende Fragenkomplexe wurden anhand des vorangehend beschriebenen Zugangs entwickelt:

- Fragen nach dem Zusammenhang zwischen den Gelegenheitsstrukturen, die aus den verfügbaren Personen, der räumlichen Nähe und dem dauerhaft angelegten Zusammenleben besteht, also dem zwischen potentiellen Interaktionen und tatsächlichen Interaktionen. Oder anders ausgedrückt: führt innerhalb des familienähnlichen, privat gestalteten Umfelds, in dem auch die Selbstbestimmung gewahrt bleiben soll, die Verfügbarkeit von potentiellen Interaktionen nach längerer Zeit auch zu realen Beziehungen? D.h. welche Wechselwirkungen zwischen individuellen und strukturellen Bedingungen können festgestellt werden?
- Gesonderte Betrachtung des Zeitraums des Einlebens.
Für diesen kann grundsätzlich angenommen werden, dass er keinen unproblematischen Prozess darstellt: immerhin stellt bereits der Umzug einen wesentlichen Einschnitt in die Lebenswelt einer Person dar und zusätzlich gilt es sich in eine bestehende Gemeinschaft, die nüchtern betrachtet doch eine Zwangsgemeinschaft darstellt, einzugliedern. In weiterer Folge soll auch geprüft werden, ob es einen Zusammenhang zwischen der Eingliederung in die neue Gemeinschaft und der Veränderung von Sozialkontakten nach außen gibt. Oder konkreter: kommt es nach einer gewissen Zeit zu Veränderungen im persönlichen Netzwerk einer Person durch die Eingliederung in die Wohngemeinschaft und welche Bedingungen können dafür verantwortlich gemacht werden?

- Zusätzlich soll auch die Perspektive der Akteure, deren individuelle Wahrnehmung, Bedeutungszuschreibung und Handlungsoption bzw. -strategie erfasst werden. Anhand der individuellen Sichtweise einzelner BewohnerInnen soll erfasst werden, welchen Stellenwert die MitbewohnerInnen für eine Person einnehmen und welche subjektive Bedeutung ihnen zugeschrieben wird. Dasselbe gilt für die zwischen den BewohnerInnen ausgetauschten Leistungen bzw. der Frage, ob überhaupt zu einer wechselseitigen Unterstützung, welcher Art auch immer, kommt.

Diese Fragestellungen lassen sich auch in Termini der Netzwerkanalyse (vgl. Franke/ Wald 2006: 163) ausdrücken, geht es doch um die Erfassung, Beschreibung und Analyse:

- der Netzwerkstrategie (wie Beziehungen aufgebaut und erhalten werden)
- der Netzwerkstrukturen (wie die Beziehungsstrukturen ausgestaltet sind)
- der Netzwerkfähigkeit (welche Bedeutung die Beziehungen für die Personen haben)
- des Netzwerkeffektes (welche Auswirkungen die Beziehungen auf das restliche Beziehungsgefüge haben).

Welche Anforderungen an die Datenerhebung gehen nun aus dieser Untersuchungsanlage und den genannten Fragestellungen bzw. Annahmen hervor? Dazu soll nun die Erhebungs- und Auswertungsmethodik näher beschrieben werden.

7.3 Erhebungs- und Auswertungsmethodik

Wie steht es um die soziale Einbindung von BewohnerInnen einer betreuten Wohngemeinschaft? Allein dieser Fragestellung können bereits mehrere Informationen zur Erhebung selbst entnommen werden: die im Mittelpunkt stehenden Akteure sind BewohnerInnen einer betreuten Seniorenwohngemeinschaft, bei der Art des zu erhebenden Netzwerkes handelt es sich um das persönliche soziale Netzwerk oder egozentrische Netzwerk einzelner Personen und es sollen die informellen sozialen Beziehungen darin erfasst werden.

Als Instrument für die Datenerhebung wird eine teilstrukturierte Interviewform, das so genannte „problemzentrierte Interview“ angewendet (Witzel 1989). Dieses zeichnet sich einerseits durch eine gewisse Strukturiertheit, Standardisiertheit und auch Theoriegeleitetheit aus, d.h. es schließt theoretische Vorannahmen nicht aus, sondern nutzt sie vielmehr als Rahmen für die Fragestellungen des Leitfadens. Andererseits wird auch gleichzeitig ein „Offenheitsprinzip“ realisiert, „indem die spezifischen Relevanzsetzungen der untersuchten Subjekte ins-

besondere durch Narrationen angeregt werden“ (Witzel 2000: 2). Dabei ist folgender Aufbau vorgesehen: zu Beginn des Interviews wird die Untersuchungsfrage erläutert, um Spekulationen seitens des Befragten zuvorzukommen und anschließend werden anhand eines Kurzfragebogens die Sozialdaten des Befragten erhoben. Im vorliegenden Fall zählen dazu beispielsweise das Alter, der Familienstand, die Zahl der Kinder, der ehem. Wohnort oder die Dauer des Aufenthaltes in der WG. Insbesondere der letzte Punkt soll dem Einstieg in das eigentliche Interview dienen. Die Einleitungsfrage ist dabei so gewählt, dass es auf das Thema lenkt, gleichzeitig allerdings auch offen ist, so dass der Interviewte selbst seine Erläuterung gestalten kann. Ein zusätzlicher Leitfaden dient als eine Art Gedächtnisstütze, beispielsweise für Rückfragen zu Aspekten, die eventuell vom Befragten nicht selbst angesprochen werden. Denn in dieser Form des Interviews sind trotz der narrativen Form auch Fragestellungen erlaubt, sei es als „ad-hoc“ Fragen, Zurückspiegelungen von Äußerungen zur Reflexion, ebenso wie Verständnisfragen oder auch Konfrontationen, die einer weiteren Detaillierung von Dargelegtem dienen sollen (ebd.). Neben diesen (Alltags-)gesprächsähnlichen Fragestellungen sind auch standardisierte Fragen durchaus erlaubt, allerdings rät Witzel, diese erst gegen Ende des Interviews anzubringen, um ein Frage-Antwort-Spiel zu vermeiden (ebd.).

Wie bei allen offenen bzw. teilstandardisierten Interviewformen vorgesehen, wurden unmittelbar nach dem Interview Notizen zum Rahmen, in dem das Gespräch stattfand sowie über Auffälligkeiten, Schwierigkeiten und Ähnliches, wie auch erste Ideen zu Papier gebracht. Da die Interviewerfahrung für andere Forschungen nützlich sein kann, findet sich diese in Kapitel 7.5 auch eigens dargelegt und analysiert. Nachdem die Interviews in digitaler Form gespeichert waren, galt es, diese auch in eine bearbeitbare Form zu bringen, sprich, sie zu transkribieren. Dabei wurden die Interviews, die in der Regel mindestens eine Stunde dauerten, überwiegend zur Gänze transkribiert (nur kurze abweichende Erzählstränge paraphrasiert). Auf eine penible Detailtreue bei der Transkription, wie sie manche hermeneutische Verfahren fordern, wurde allerdings verzichtet. Bereits während bzw. nach dem Transkribieren wurden Notizen zu ersten Interpretations- und Zusammenhangsideen gemacht. Die eigentliche Textanalyse erfolgte anhand eines Codierverfahrens. Gläser und Laudel stellen fest, dass man beim Koderien bereits von einer eigenständigen Auswertungsmethode, außerhalb der grounded theory sprechen kann (Gläser/ Laudel 2006: 43). Konkret wurden dabei die vorliegenden Gesprächsprotokolle mit Begriffen und Kategorien versehen, die teilweise dem theoretischen Vorverständnis entsprangen und die sich zudem aus den Protokollen selbst ergaben, zusätzlich wurden entsprechende Dimensionen der Kategorien notiert. Die Betrachtung einzelner

Aspekte, wie beispielsweise Prozesse und Verläufe, Aktivitäten oder Kontakte erfolgte zunächst fallspezifisch und darauf folgend wurden einzelne Themen fallübergreifend vergleichend analysiert. Als Hilfsmittel dienten dabei Zusammenhangsskizzen, anhand dieser konnten die Kategorien und Dimensionen fallübergreifend erfasst und Zusammenhänge zwischen einzelnen Kategorien veranschaulicht werden. Insgesamt enthält das Auswertungsverfahren verschiedene Elemente interpretativer Verfahren, eine Vorgehensweise, die im Verständnis einer qualitativen Sozialforschung nicht unüblich ist. So meinen etwa Rosenthal und Fischer-Rosenthal (2007) hinsichtlich der Analyse von Leitfadeninterviews, „welche einzelnen Techniken bei der Interpretation eingesetzt werden, hängt von der Anlage der Untersuchung ab und begründet sich meist in der jeweiligen Interpretationstradition, der die Forschenden nahe stehen“ (S. 456). Die Darstellung der Ergebnisse selbst erfolgt einerseits in theoretischer Form, in manchen Teilbereichen handelt es sich aber auch um Deskriptionen. Die Entwertung der Beschreibung als „>bloße< Verdoppelung der unverstandenen Welt“ ist nach Strübing nicht zutreffend, da eine Beschreibung immer auch eine Erklärung enthält (2008: 11). Neben der Erhebungs- und Auswertungsstrategie soll nachfolgend auch der Feldzugang und die Auswahl der Interviewten bzw. die Interviewsituationen näher beschrieben werden, um nicht zuletzt dem Gütekriterium der „intersubjektive(n) Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses“ (Steinke 2007: 324) gerecht zu werden.

7.4 Der Feldzugang

Der Weg ins Feld hat sich im vorliegenden Fall als durchaus „steinig“ erwiesen. Die Ausgangslage bildete die Tatsache, dass BewohnerInnen betreuter Wohngemeinschaften in eine Organisation eingebunden sind. Mangels persönlicher Kontakte zu Bewohnern, wodurch ein direktes, inoffizielles Eindringen in das Feld nicht einmal zur Debatte stand, blieb nur noch der Weg den Feldzugang über offizielle Kanäle, also über die betreibende Organisation zu organisieren. Als geeignete Gatekeeper bzw. Schlüsselpersonen für den Feldzugang hielt ich die Projektleiter bzw. die für die Wohngemeinschaften zuständigen Personen, die mit Hilfe des Internets recht einfach recherchiert werden konnten. Einer schriftlichen Anfrage, die dazu diente, das Vorhaben der Untersuchung, die Vorgehensweise und Zielsetzung bzw. den Grund für die Auswahl des Angeschriebenen (vgl. Gläser / Laudel 2006: 156) besser darlegen zu können, sollte eine telefonische Rückfrage mit gleichzeitiger Terminvereinbarung für ein persönliches Gespräch folgen. Ich ging dabei davon aus, dass persönliche Gespräche erfolgreicher verlaufen würden und darin auch etwaige Bedenken der Gatekeeper entweder ausge-

räumt oder etwa anhand von Vereinbarungen bzw. Kompromissen, beispielsweise bei den Fragestellungen auch gemeinsam gelöst werden können. Soweit zum Thema Kontaktaufnahme, die sich an sich nicht sehr schwierig gestaltete.

Die Reaktionen auf die schriftlichen Anfragen per E-Mail fielen äußerst unterschiedlich aus, wengleich der Grundtenor einheitlich war und auf ein Nein (in mehr oder weniger offener Form) hinauslief. Dabei riefen knappe und eher inhaltslose Aussagen, wie beispielsweise, „derzeit ist meine Zeit sehr beschränkt verfügbar“ bei mir Ärger hervor, während ich mich über begründete Absagen bereits freute, da diese immerhin ein Hinweis darauf waren, dass sich die Person mit der Sache auseinandergesetzt hat. Allerdings ist es schwierig dem Bedenken, dass „der unerwünschte, psychodynamische und –therapeutische Nebeneffekt (...) nicht abschätzbar“ wäre etwas Stichhaltiges zu entgegnen (beide Aussagen aus E-Mails, die Urheber sollen allerdings anonym bleiben). Somit kam es gar nicht zu dem von mir angedachten persönlichen Gespräch. Parallel dazu führte ich Gespräche mit Personen, die nicht direkt in das Feld eingebunden sind, von denen ich mir jedoch aufgrund ihrer Stellung wertvolle Informationen bzw. auch Hilfe beim Knüpfen von Kontakten erwartete. So wurde auch ein zunächst sehr vielversprechend wirkender Kontakt bei einer Dachorganisation vermittelt. Obwohl mein Anliegen nicht mehr in den Zuständigkeitsbereich dieser dort tätigen Person fiel, kümmerte er sich sehr liebenswürdig um meine Anfrage, es wurde das Forschungsvorhaben gelobt und Unverständnis gegenüber den Zugangsverweigerungen ausgedrückt. Aufgrund dortiger interner Revisionen und vermutlich auch aufgrund bürokratischer Hürden verstrich einige Zeit und letztendlich musste mich die Kontaktperson doch wieder an die Hilfsorganisationen selbst verweisen bzw. riet sie mir, zugleich den informellen Zugang zu wählen. Schon vorher hätte die Möglichkeit eines eventuellen informellen Zugangs darin bestanden, auf eine Anzeige in der „Ehrenamt Börse“ zu antworten, in der ein Besuchskontakt für eine WG-Bewohnerin gesucht wurde. Diese Option lehnte ich aus forschungsethischen wie auch aus persönlichen moralischen Bedenken ab.

Paradoxerweise gestaltete sich der tatsächlich erfolgte Feldzugang recht einfach. Zunächst wurde ich zwar wiederum um Aufschub aufgrund einer internen Evaluation gebeten, aber es wurden keine Einwände gegen meine Anfrage hervorgebracht, wengleich dem Projektleiter anzumerken war, dass er sehr viel zu tun hat. Im ersten persönlichen Gespräch, das bereits vor Ort stattfand, wurde sehr wenig inhaltliches Interesse gezeigt. Zur Sprache kam nur der Zweck der Untersuchung. Da ich in der Vorbereitungszeit Mühe darin investiert hatte, mögliche Bedenken in Hinblick auf das Eindringen in den persönlichen Lebensraum der Personen

bzw. in einem schwierigen Lebensabschnitt „herumzustochern“ ausräumen zu können, überraschte es mich um so mehr, als die Projektleitung beteuerte, die Menschen würden sich ja freuen wenn wer komme und zudem lebten die WG-Bewohner selbstbestimmt! Schlussendlich enthielt dies die Einladung, mich in den Wohngemeinschaften frei zu bewegen. Als sich ein solches, für die Bewohnerinnen unvorbereitetes Eindringen nach einem ersten Versuch für mich selbst als Hürde herausstellte, zog ich es vor, einen Termin für die Gespräche zu vereinbaren, wo den BewohnerInnen mein Besuch auch zuvor angekündigt würde.

Die Art des beschriebenen Feldzuganges stellt letztendlich eine „willkürliche Auswahl“ (Diekmann 2003: 328) dar, da die Auswahl nicht kontrolliert erfolgte sondern vielmehr von der Organisation, dem Feld im weitesten Sinn, getroffen wurde.

7.5 Wahl der Gesprächspartner und Interviewerfahrung

Einer ähnlichen Zufälligkeit bzw. Nichtbeeinflussbarkeit der Auswahl unterlag zunächst auch die Wahl der GesprächspartnerInnen. Vereinbarungsgemäß schickte ich ein kurzes Schreiben in das Büro der Wohngemeinschaft. Dieses richtete sich an die BewohnerInnen und enthielt in wenigen Zeilen den Grund und Tag meiner Befragung sowie das in Aussichtstellen eines kleinen „Dankeschöns“. Während ich vorab eine gezielte Auswahl an Personen durch die Projektleitung befürchtete, stellte ich vor Ort fest, dass der dort tätige Zivildienstler die Aufgabe bekommen hatte die BewohnerInnen zu fragen, ob sie mir für ein Gespräch zur Verfügung stehen würden. Zu meiner Überraschung hatte er eine Liste mit Personen und vereinbarten Zeiten vorbereitet. Somit schien im ersten Moment die Möglichkeit einer eigenen Auswahl unmöglich und auch die vorgegebene Zeiteinteilung schien ungünstig. Letztendlich waren die Zeiteinteilungen allerdings eher als Richtlinien aufzufassen und die Projektleitung hatte auch nichts dagegen einzuwenden, dass ich mich selbst an Personen wendete. Vom Zivildienstler konnte ich auch erfahren, wie er zu den Personen auf der Liste gekommen war. Es handelte sich dabei um Personen, die dem Gespräch zugestimmt hatten und er berichtete mir (auf Anfrage) auch von den Gründen, weshalb Personen ablehnten. Einerseits habe es bereits einige Medienanfragen gegeben und dafür seien die Menschen nur schwer zu motivieren, aber Studenten würden sie lieber helfen. Hier scheint die mediale Veröffentlichung der Gesprächsinhalte für die Gesprächsbereitschaft relevant zu sein. Dabei besteht auch die Möglichkeit, dass die Personen Angst vor möglichen Sanktionen aufgrund negativer Aussagen haben und deshalb mit Verweigerung reagieren (vgl. Kelle et al. 2008: 173). Da aber bereits Studenten vor

mir für Erhebungen in den Wohngemeinschaften waren, käme es aber auch aufgrund wiederholter Anfragen zu Ablehnungen. Die Vorauswahl durch eine Person aus dem Feld brachte natürlich eine organisatorische Erleichterung mit sich und auch die Übermittlung des Anliegens durch eine Vertrauensperson aus dem Feld kann als positiv eingeschätzt werden, da die Konfrontation der Menschen mit einer fremden Person, die gleichzeitig ein fremdes Anliegen vorbringt dabei entfällt.

Grundsätzlich ist hinsichtlich der erfolgten Auswahl davon auszugehen, dass die subjektive Einschätzung des Zivildieners über die gesundheitliche, vor allem die psychische Verfassung der Personen eine Rolle spielte. Es liegt allerdings in der „Natur“ des Feldes, dass Personen aus physischen oder psychischen Gründen nicht befragt werden können. Bezüglich der allgemeinen Gesprächsbereitschaft meinte der Projektleiter im Vorfeld, dass sich die Bewohnerinnen über eine solche Gesprächsmöglichkeit freuen würden. Auch in der Literatur wird eine höhere Interviewbereitschaft bei Älteren festgestellt, da dies „als willkommener Anlass zu sozialer Interaktion“ gesehen wird (vgl. Kelle et al. 2008: 168).

Die erwähnte Liste des Zivildieners führte zu den drei (-einhalb) Interviews des ersten Tages. Deren Zusammenstellung erwies sich im Nachhinein als recht gelungen und brachte auch den Vorteil, dass ich durch die ersten Gespräche weitere Informationen erhielt und einen Einblick erlangen konnte, welche Personen eventuell noch als Gesprächspartner interessant wären. Am nächsten Tag führte ich noch ein Interview mit dem einzigen Mann innerhalb der WGs und an beiden Tagen hatte ich auch Gelegenheit, im Aufenthaltsraum einige informelle Gespräche mit Bewohnerinnen zu führen, da scheinbar ein mehrstündiger Aufenthalt im Feld, die anfängliche Skepsis aufzuheben vermag.

Grundsätzlich spielt bei der vorliegenden Art der Untersuchungsanlage eine wirkliche Repräsentativität keine Rolle, nichts desto trotz gibt es Gütekriterien, die auch für die qualitative Sozialforschung gelten. So sollte die Auswahl der Fälle einer inhaltlichen Repräsentativität entsprechen (vgl. Lamnek 2005: 193). Das Sample also so zusammengestellt sein, dass verschiedenste Facetten erfasst werden (vgl. Merrens 2007: 291). Die Auswahl der nachfolgenden Fälle, wird diesem Anspruch nach Verschiedenheit, nach der Erfassung unterschiedlichster Perspektiven gerecht, sie umfasst im Wesentlichen:

- zwei „Status-Neulinge“ (Cicourel, 1974) – d.h. Personen, die erst kurze Zeit in der WG sind

- zwei „Alteingesessene“ Personen (ebd.) – seit Eröffnung in der WG
- eine Person aus jeder der 3 WGs
- zwei Personen aus der gleichen Stadt, zwei von auswärts
- den einzigen Mann in den WGs.

Bereits im ersten Gespräch konnten wichtige Erfahrungen hinsichtlich der Schwierigkeit des Interviews mit älteren Menschen gemacht werden. Nur die einleitende, in kurzen Worten zusammengefasste Darstellung des Forschungsvorhabens wurde in vielen Fällen als umfangreiche Gesprächsaufforderung aufgefasst. Dies entspricht den Vorgaben bzw. Erwartungen narrativer, biografischer Interviews, ist bei mehr oder weniger leitfadengestützten Interviewformen allerdings schwieriger handzuhaben. In den meisten Fällen konnten durch Zwischenfragen die Antworten allerdings in Richtung des Forschungsinteresses gebracht werden. Da die Interviews dadurch meist ein- wenn nicht bis zu zweistündig ausfielen, wurde vor Ort kurzerhand die Entscheidung getroffen, auf die Einbindung des standardisierten Erhebungsinstrumentes, nämlich der Netzwerkkarte zu verzichten. Die Vorlage dieser abstrakten Karte während des Interviews schien die Gefahr zu bergen, das Gespräch zu einem abrupten Ende zu führen und Unverständnis bei den Interviewten auszulösen und die langen Gesprächsdauern schlossen eine Vorlage am Gesprächsende ebenso aus. Der Entschluss das Gespräch nicht zu unterbrechen lässt sich damit begründet, dass die Personen häufig zunächst in Richtung sozial erwünschtem Antwortverhalten tendierten, im Laufe des Gespräches allerdings wesentliche Kritikpunkte oder auch schmerzliche Erfahrungen schilderten, da sich dies aus dem Erzählfluss heraus ergab. Schütze (1982, 1983) bezeichnet diesen Prozess als „narrative Zugzwänge“. Auch Kelle (et. al. 2008: 185) bestätigen diese Erfahrung: „Eine Tendenz zu kritischen Äußerungen verstärkt sich in den eher informell angelegten Interviewsituationen qualitativer Leitfadeninterviews, bei denen Interviewer Erzählreize geben, die einem bei älteren Menschen häufig gegebenen Wunsch nach narrativer Selbstpräsentation entgegen kommen.“ Insgesamt sprechen diese Erfahrungen für den Einsatz qualitativer Methoden, da damit die Gefahr umgangen werden kann, bei der ersten – meist positiv gehaltenen Antwort – hängen-zubleiben.

Die Gespräche selbst fanden einerseits im Zimmer der BewohnerInnen oder im gemeinsam geteilten (Koch- und) Aufenthaltsraum statt. Die zweite Variante wurde meist mangels einer Sitzgelegenheit im eigenen Raum gewählt. Stellte die private Räumlichkeit das Gesprächsumfeld dar, verlieh das dem Interview eine sehr persönliche Note, da die Zimmer von den BewohnerInnen selbst ausgestattet sind und zudem war dadurch eine von der Umwelt abge-

schirmte Gesprächsatmosphäre gegeben. Im Gemeinschaftsraum kam es hingegen zeitweise zu „Störungen“ durch die Anwesenheit dritter Personen. In einem solchen Fall war zu bemerken, dass der bzw. die Interviewte zusätzlich damit beschäftigt war, die Anwesenheit einer anderen Person zu berücksichtigen. Dieser Rückschluss lässt sich damit argumentieren, dass das Gespräch in solchen Situationen häufig in alltägliches Geplauder abflachte. Andererseits boten solche Gespräche auch die Gelegenheit, einen Einblick in alltägliche Situationen bzw. Interaktionen zwischen den BewohnerInnen zu erhalten. Auch in den Fällen, wo das Gespräch nicht im Raum der Bewohnerin / des Bewohners stattfand, wurde mir das Zimmer gezeigt und dabei auch (unaufgefordert) die Herkunft der Einrichtung bzw. wichtiger Erinnerungsstücke erläutert. Ich möchte dies als Zeichen des Vertrauens und der Sympathie werten, die sich auch in der Qualität der erhobenen Daten niederschlagen sollen, die die Grundlage für die nachfolgenden Darstellungen bilden.

8 Soziale Netzwerke von BewohnerInnen betreuter Wohngemeinschaften

8.1 Bedingungen und Auswirkungen des Umzuges

Bevor nun die Beziehungsnetzwerke und -inhalte anhand der erhobenen Fälle - also einzelner BewohnerInnen einer betreuten Wohngemeinschaft - vergleichend analysiert werden, scheint es sinnvoll, zunächst einmal die Bedingungen und Gründe, die überhaupt zum Einzug in die Wohngemeinschaft geführt haben zu erfassen. In Hinblick auf die Umzugsgründe können aus den geführten Gesprächen eindeutige Parallelen zwischen den einzelnen Personen ausgemacht werden, dass heißt, die Umzugsgründe sind bei den BewohnerInnen ähnlich gelagert. Und zwar entsprechen diese einem Geflecht von miteinander verwobenen Faktoren, wie sie bereits im Theorieteil erörtert wurden. Ein Grund wird allerdings von keiner der befragten Personen genannt: soziale Isolation oder der Wunsch nach Gemeinschaft! Wie sich allerdings in weiterer Folge zeigen wird, spielt das familiäre Beziehungsnetzwerk der GesprächspartnerInnen in mehrfacher Hinsicht eine wesentliche Rolle, wenn es um den Umzug geht.

Die „pull-Effekte“ (vgl. Heinze u.a. 1997), die in den konkreten Fällen für den Auszug aus der bisherigen Wohnung verantwortlich waren, umfassen die allgemeinen Faktoren Familienstand und Haushaltsform, die gesundheitliche Lage, die Wohn- und Umgebungsbedingungen sowie die Existenz bzw. die räumliche und / oder zeitliche Verfügbarkeit familiärer Unterstützungspersonen. Als ausschlaggebendste Punkte können dabei im Besonderen die gesundheit-

liche Lage bzw. deren Verschlechterung in Zusammenhang mit einer problematischen Wohn- bzw. Haushaltssituation festgemacht werden. So führten alle Personen vor dem Umzug einen Einzelhaushalt, das heißt, sie waren alleinstehend, was an sich jedoch noch keinen problembehafteten Zustand darzustellen schien, Frau CH bemerkt dazu etwa, „... ich bin es eh gewohnt, ich bin dreißig Jahre allein, mein Mann ist vor 30 Jahren gestorben.“

Wenn es jedoch aus gesundheitlichen Gründen, etwa aufgrund von Problemen mit den Beinen oder dem Rücken zu Schwierigkeiten bei der Bewältigung des Alltags kommt, gewinnen die räumliche Lage und die Wohnbedingungen selbst an maßgeblicher Bedeutung: so macht etwa ein abgelegener Wohnort selbständige Besorgungen und Arztbesuche schwierig, vor allem wenn hierbei keine Begleit- und Unterstützungspersonen zur Verfügung stehen. Hinsichtlich der Wohnhausausstattung sind vor allem zu bewältigende Stiegen, das Fehlen eines Liftes und auch eine schlechte Ausstattung der Wohnung selbst, wie beispielsweise das Fehlen einer Zentralheizung als problematische Bedingungen zu nennen.

Eine erste individuelle Bewältigungsstrategie dieser Problemsituation stellte vielfach die Überlegung dar, Anpassungsmaßnahmen an der Wohnung vorzunehmen oder in eine andere Wohnung umzuziehen. Dies kann als eindeutiger Hinweis auf die hohe Wertigkeit des Führens eines eigenen, privaten Haushalts gesehen werden. Dass diese Bewältigungsstrategien (offensichtlich) nicht realisiert wurden, dafür wurden einerseits finanzielle Gründe aber auch der Faktor Zeit genannt, so berichtet Frau BO hinsichtlich der erforderlichen Anpassungsmaßnahmen ihrer Wohnung: „Im Keller unten ist ja schon Fernwärme, aber das muss ein jeder selber in seiner Wohnung installieren und das kostet so viel Geld. Nein, in dem Alter hat das keinen Sinn mehr.“ Fallübergreifend kann einigen Gesprächen entnommen werden, dass die Definition der defizitären Situation nicht von den Personen allein stammt, sondern wesentlich von Dritten, nämlich von nahen Verwandten und zwar in erster Linie von den Kindern bzw. Schwiegerkindern beeinflusst ist. „Meine Schwiegertochter hat gesagt, das hat keinen Sinn, weil wenn ich krank bin oder was, sie hätte auch keine Zeit gehabt, weil sie hat auch einen Haushalt und ist berufstätig“, beschreibt Frau BO ihre Situation vor dem Umzug. Personen des familiären Netzwerkes liefern somit eine Situationsdefinitionen, die auch wesentliche gesellschaftlich verbreitete Auffassungen enthält: nämlich die Dauerhaftigkeit der mit dem Alter in Zusammenhang stehenden gesundheitlichen Einbußen und Gebrechen aber auch die hohe Bedeutung oder auch Notwendigkeit (etwa im Falle der Berufstätigkeit) der Aufrechterhaltung des bisherigen Lebensstils der Angehörigen. Ein Beleg für die Existenz einer hierarchischen Gliederung der normativen Solidaritätsverpflichtung unter den Angehörigen

kann darin gesehen werden, dass sich die Kinder – aufgrund des Fehlens eines Partners - auch dafür verantwortlich fühlen, die defizitäre Situation des bzw. der Angehörigen zu ändern. So oblag die Vorauswahl der Wohngemeinschaft, also das Sammeln relevanter Informationen, in allen Fällen den Kindern/Schwiegerkindern, oder konkreter ausgedrückt den Töchtern und Schwiegertöchtern. Also den Personen, denen einschlägigen Studienergebnissen zufolge „normalerweise“ die Unterstützungs- und Betreuungsfunktion älterer und alter Menschen zufällt. Dass die Auswahl oder zumindest die Vorauswahl von Personen mittleren Alters getroffen wird ist ein Faktor, der bei der Betrachtung der „push-Faktoren“, also der Attraktivität der zur Auswahl stehenden Wohn- und Betreuungsformen für alte Menschen, nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Wie kam es nun zur Wahl der Wohngemeinschaft? Vor dem Einzug in die Wohngemeinschaft wurden durchaus auch andere Formen des Alterswohnens bzw. der Betreuung in Erwägung gezogen bzw. auch realisiert. Nachfolgenden Beispielen kann eine eindeutige Ablehnung institutioneller Einrichtungen entnommen werden. Diese stammte in allen Fällen von den betroffenen Personen selbst. Eine Frau hat etwa zuvor ein Heim angesehen und andere haben bereits einige Zeit im Heim gewohnt, bevor sie in die Wohngemeinschaft gezogen sind. Drei Aspekte konnten ausgemacht werden, die in den vorliegenden Fällen gegen die Wahl eines Pflegeheims sprachen. Dazu zählt zunächst die soziale Umgebung: „da sind so viel, ja es sind da auch ältere Leute, aber mit denen kann man reden...“ während Frau NN in ihrer Aussage nicht auf die Pflegefälle im Heim anspricht, tut dies Frau CH, die bereits eineinhalb Jahre im Heim gelebt hat, weitaus direkter, als sie berichtet weshalb sie das Heim verlassen wollte „aber das ist mir dann auch ein bisschen schiach geworden, sind auch alles so viel Kranke“. Eng mit diesem Aspekt verbunden ist die Betonung der vorhandenen Selbständigkeit und dem Wunsch diese zu bewahren. Eine Frau spricht auch ein wesentliches Merkmal der Institutionalisierung, nämlich die regelmäßige Versorgung, die Goffmann (1973) als Merkmal „totaler Institutionen“ beschreibt an: „Frühstück kriegst ins Zimmer, Mittagessen kriegst, Abendessen kriegst, ein Krankenhaus. Ich brauch das nicht.“ Der dritte Aspekt, der gegen den Einzug in ein Heim gesprochen hat und der von allen Befragten genannt wurde sind die Kosten. Diese liegen für die Wohngemeinschaft oft unter den Kosten, die Personen für einen Privathaushalt aufwenden mussten. Grundsätzlich scheint es den Personen sehr wichtig zu sein, mit dem eigenen Geld auszukommen, denn die Bewohnerinnen nehmen es als Belastung wahr, von den Kindern finanzielle Unterstützung beanspruchen zu müssen bzw. um Geld für persönliche Ausgaben bitten zu müssen.

Insgesamt können somit als „pull-Faktoren“, die zur Auswahl der Wohngemeinschaft geführt haben, einerseits eindeutig die Kosten als bestimmendes Element festgemacht werden. Auch die Möglichkeit der selbständigen Alltagsgestaltung und die damit einhergehende Wahrung des Selbstbildes als (so weit wie möglich) unabhängige und selbstständige Person spielt eine Rolle. Nichtsdestotrotz scheinen es aber weniger die Anziehungspunkte der Wohngemeinschaft, als die Ablehnung anderer Möglichkeiten zu sein, die die Auswahl bestimmen. Dazu zählt die Ablehnung institutioneller Einrichtungen wie auch der Abhängigkeit bzw. der Belastung der Kinder bzw. Schwiegerkinder („ich will separat sein, nicht stören, nicht“).

Geht der Einzug in die Wohngemeinschaft mit einem Wechsel des Wohnortes einher, diene dieser dazu, die räumliche Distanz zu den nächsten Verwandten, also zu den (Schwieger-)Kindern zu überbrücken. Ältere sind demnach durchaus bereit, einen Umzug in eine andere Ortschaft zugunsten einer größeren räumlichen Nähe zu ihren Kindern auf sich zu nehmen. Durch den Einzug in die Wohngemeinschaft kann dabei gleichzeitig eine gewisse Distanz zu den Kindern aufrecht erhalten werden. Da die Wohngemeinschaft nicht auf eine umfassende Versorgung und Betreuung der BewohnerInnen ausgerichtet ist, ist die Nähe von Unterstützungspersonen auch notwendig oder zumindest günstig.

Den engen familiären Beziehungen kommt demnach bei der Problemdefinition, der Wahl einer adäquaten Lösung, wie auch der konkreten Auswahl der Wohn- und Betreuungsform „Wohngemeinschaft“ eine vorrangige Bedeutung zu. In den Fällen, in denen der Umzug aus einem anderen Ort erfolgte, ging der Einzug in die Wohngemeinschaft mit einer Intensivierung der Familienbeziehungen einher. Begründet werden kann dies damit, dass die Personen räumlich näher aneinander rückten und somit auch die (zeitliche) Möglichkeit des häufigeren Kontaktes zugenommen hat und auch realisiert wird.

Wie gestaltet sich nun aber die erste Zeit in der neuen Umgebung und welche Netzwerkveränderungen gehen mit dem Umzug einher?

BewohnerInnen, die erst seit kurzer Zeit in der betreuten Wohngemeinschaft wohnen, befinden sich noch inmitten eines schwierigen Statusüberganges. Sie befassen sich mit den erst kürzlich erfahrenen Verlusten und auch die Reflexion der Lebensgeschichte scheint häufig in dieser Phase eingebettet zu sein. Die erfahrenen Verluste sind einerseits gesundheitlicher Natur und umfassen neben der individuellen Krankheitsgeschichte vor allem auch mit dem Alter

einhergehende Abbauerscheinungen, wie etwa Zahnverlust, schlechtes Hör- oder Sehvermögen oder Vergesslichkeit. Die Darstellung der Krankheitsgeschichte erfolgte bei Personen mit kurzer Aufenthaltsdauer besonders ausführlich. Aus den Gesprächen mit den „Neulingen“ ging zusätzlich hervor, dass auch der Verlust der eigenen Wohnung als sehr schmerzhaft empfunden wird, stellt diese doch in der Regel einen wichtigen Identitätsanker dar (vgl. Kap. 3). Die Möglichkeit die eigenen Möbel, zumindest teilweise mit in die Wohngemeinschaft zu übersiedeln, wurde auch von allen GesprächspartnerInnen genutzt.

Die zuvor angeführten Verlusterfahrungen werden in weiterer Folge teilweise auch als Verlust der Selbständigkeit aufgefasst. Dass dieser als erniedrigend empfunden wird, kann etwa dem Beispiel von Frau NN entnommen werden. Sie verfügt über ein sehr eingeschränktes Gehvermögen und schildert ihre Versuche hinaus zu gehen wie folgt: „ich kann nicht weit, auf einmal ist aus, ich krieg nicht mehr einen Fuß vor den anderen, dann steh ich dort, dann kann ich bitten“. Sie fährt direkt damit fort, dass sie nicht abhängig sein möchte und betont zugleich das, was sie noch kann: „aber das will ich nicht, ich will alles allein. Sie, ich bin so stolz, es tut mir leid, dass ich keine Mehlspeis, kommen’S wieder mal und dann kriegens eine. Ich mach, fragen’S alle da, ich mach immer Mehlspeis, verschiedene, ich koche, ich mach das alles gern.“ Auch dafür, dass sie für die Reinigung des eigenen Zimmers eine „Aufräumerin“ bezahlt, will sie sich rechtfertigen und zieht dazu als Erklärung den Ratschlag ihrer Tochter heran. Um das eigene Selbstbild aufrecht zu erhalten, scheint die Frau ihre Einschränkungen mit anderen Tätigkeiten, wie etwa dem Backen, zu kompensieren. Aber auch die anderen MitbewohnerInnen schätzen die Möglichkeit, für sich selbst kochen und ihren gewohnten alltäglichen Tätigkeiten nachgehen zu können. Somit scheint die grundsätzlich mögliche Eigenständigkeit innerhalb der Wohngemeinschaft die Verlusterfahrungen zumindest teilweise kompensieren zu können.

Ein Umzug geht in aller Regel auch mit dem Verlust sozialer Beziehungen einher. Allerdings hat keine der Personen, die erst kurze Zeit in der Wohngemeinschaft leben, diesen Aspekt selbst angesprochen. Aus den Gesprächen geht vielmehr hervor, dass die nahen Verwandten, aber auch Freunde diese Zeit des Statusüberganges auch als solchen wahrzunehmen scheinen und sich vermehrt um die Person kümmern. BewohnerInnen, die über eine ausreichende Mobilität verfügen sind auch sehr viel auswärts unterwegs. Nach längerer Zeit innerhalb der Wohngemeinschaft wird die Umstellung, die mit dem Umzug einherging allerdings durchaus reflektiert, „man muss sich halt groß umstellen auch“ meint etwa Frau CH und auch Frau BO

stellt fest, „nur muss halt jeder ein bisschen Abstriche machen und nicht sein Ich hervorkehren“. Dies sind bereits erste Hinweise darauf, dass sich die Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft nicht immer einfach gestalten. Wie nun einzelne Beziehungen aufgenommen und in weiterer Folge wahrgenommen werden, dazu nachfolgend mehr.

8.2 Sozialbeziehungen innerhalb der WG

8.2.1 Netzwerkstrategien: Beziehungsaufbau und -erhalt

Die grundlegenden strukturellen Faktoren, die den Hintergrund für den Aufbau bzw. den Erhalt sozialer Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft bilden, umfassen die Zahl der potentiellen Beziehungspartner und deren räumliche und zeitliche Nähe. Stellen diese Faktoren nun eine Chance oder gar ein Hindernis für den Beziehungsaufbau zwischen den BewohnerInnen dar? Als bedeutendster Rahmen für ein „Zusammenkommen“ und in weiterer Folge auch für den Aufbau sozialer Beziehungen konnte im gegenständlichen Fall das im Hause angebotene Veranstaltungsprogramm ausgemacht werden!⁴ Die Veranstaltungen dienen nicht nur dazu die (geistige wie soziale) Aktivität zu fördern, sie bilden auch den Rahmen, der das Knüpfen von Sozialkontakten wesentlich erleichtert. Die organisierten Tätigkeiten sind einerseits nur implizit auf Geselligkeit und vordergründig auf das Training der Motorik und der geistigen Leistungsfähigkeit ausgerichtet, wie dies etwa beim Basteln, Spielen, dem Sprachkurs oder beim Gedächtnistraining der Fall ist. Daneben gibt es auch Aktivitäten, bei denen die Geselligkeit – wie etwa beim Singen - oder auch die Kommunikation, wie bei der „Plauderstunde“ im Vordergrund stehen. Die Veranstaltungen zeichnen sich durch eine besonders niedrige Zugangsschwelle aus, finden sie doch im Haus statt und werden im Allgemeinen kostenlos oder für einen sehr niedrigen Kostenbeitrag angeboten. Die subjektive Bewertung dieser Aktivitäten fällt recht unterschiedlich, wenngleich in Summe sehr positiv aus. So schätzt Frau BO in erster Linie das Aktivitätsniveau der Veranstaltungen: „wir haben ein tolles Programm, also man ist die ganze Woche ist man beschäftigt“. Frau CH spricht wiederum weniger von der Aktivität selbst, als vielmehr von der sozialen Komponente, wenn sie meint, „und wie gesagt, es muss niemand gehen, aber ich geh auch, dass man wieder ein bisschen

⁴ Ein solches Veranstaltungsprogramm ist natürlich kein Spezifikum einer Seniorenwohngemeinschaft (wird bspw. auch in Pflegeheimen angeboten) und steht vielen WGs nicht im selben Haus zur Verfügung. Da es sich bei den Betreibern von betreuten Seniorenwohngemeinschaften häufig um große Hilfsorganisationen handelt, verfügen diese allerdings oft über Tageszentren in der Nähe, in denen solche Veranstaltungen angeboten werden.

zusammenkommt“. Die Veranstaltungen stellen demnach einen besonders geeigneten Rahmen dafür dar, auch wohnungsübergreifende Verbindungen aufzubauen. Durch die Regelmäßigkeit der Veranstaltungen (das Programm wiederholt sich wöchentlich) können die einzelnen Beziehungen ohne weiteren Aufwand erneuert und intensiviert werden, somit trägt das Veranstaltungsprogramm zu einer Verfestigung und Stabilisierung einzelner Sozialbeziehungen bei, ohne an die Kompetenz der Personen große Anforderungen zu stellen. Das Potential der Veranstaltungen zur Knüpfung von Beziehungen lässt sich konkret anhand der nachfolgenden Aussage gut erkennen: „Ich habe schon gesehen, wie wir so unten zusammengekommen sind, dass da ein paar oben sind, die mir zusagen würden. Die Frau da die Liebe, die war auch da.“ Wie sich in weiterer Folge zeigen wird, ist es eher die Überbrückung der engen räumlichen und zeitlichen Nähe, die positive Beziehungen fördert, da diese Faktoren innerhalb einer Wohngemeinschaft eher das Auftreten von Konflikten begünstigen (vgl. Kap. 8.2.3). Wohnungsübergreifende Zusammenkünfte lassen zudem die Zahl der potentiellen Beziehungspartner stark steigen. Insgesamt stellen diese Veranstaltungen eine Möglichkeit zur Umgehung der Zwangsgemeinschaft dar, denn Beziehungen die Wohngemeinschaftsübergreifend bestehen, werden offensichtlich eher in ihrer Freiwilligkeit wahrgenommen. Diese „Freiwilligkeit“ und „Gleichberechtigung“ gelten auch als wesentliche Kennzeichen der „sozialen Figur der Freundschaft“ (vgl. Schroeter 2003: 27). Frau CH spricht den Aspekt der freien Wählbarkeit auch direkt an: „man mag nicht jeden, wie mich nicht ein jeder mag, nicht, man sucht sich’s auch ein bisschen aus, mit wem man reden kann und die nicht so.“ Nun kann man anhand dieser Faktoren, das Konzept Freundschaft an die Daten herantragen. Wie sieht es aber mit der subjektiven Bewertung der Beziehungen aus? Nehmen einzelne BewohnerInnen die entstandenen Beziehungen auch als Freundschaften wahr?

8.2.2 Netzwerkstrukturen und Netzwerkfähigkeit:

Beziehungsgestaltung, -wahrnehmung und -leistung

Hinsichtlich der individuellen Bewertung der Sozialbeziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft lassen sich sehr differenzierte Auffassungen ausmachen. Diese reichen von der Bewertung einzelner Beziehungen als Freundschaft bis hin zur Ansicht, Freundschaften besser nicht zustande kommen zu lassen und vielmehr ein „Auskommen“ zu suchen. So konstatiert Frau BO beispielsweise, sich „eigentlich mit allen“ zu verstehen, betont aber auch ihre Maxime, keine Freundschaften eingehen zu wollen: "richtige Freundschaft das ist, das sollte man eher besser lassen. Weil das ist nicht so gut, eine echte Freundschaft. Es ist immer besser, man

bleibt ein bisschen auf Distanz. [...] echte Freundschaft ist da nicht angebracht, weil manche glauben, sie können das ausnützen.“ Frau NN hingegen sieht einzelne Beziehungen als Freundschaft an, in dem sie etwa meint, „richtig, es ist Freundschaft, die eine, die [...] die wäscht mein Geschirr, so schnell kann ich gar nicht schau.“

Diese konträren Aussagen sind ein guter Hinweis darauf, dass „Freundschaft“ keine objektive Messgröße darstellt sondern es sich dabei um eine soziale Konstruktion handelt, deren Bedeutung variiert (vgl. Höpflinger 2006). Inwiefern etwa der biografische Hintergrund der beiden Damen die jeweilige Auffassung von Freundschaft geformt hat, lässt sich anhand der vorliegenden Daten allerdings nicht beantworten. Den zunächst gegensätzlich scheinenden Aussagen kann jedoch auch eine wesentliche Gemeinsamkeit hinsichtlich der Bewertung von Freundschaften entnommen werden. Beide Frauen scheinen wechselseitige Unterstützung als inhärenten Teil von Freundschaften aufzufassen. Bei der Bewertung von Unterstützungsleistungen spielen allerdings die Faktoren Reziprozität, Angemessenheit und Freiwilligkeit eine wesentliche Rolle. Hinsichtlich des Reziprozitätsprinzips, also der Gegenseitigkeit von Unterstützung, hält Diewald (1990) fest, dass es sich „vielleicht [um die] wesentlichste Voraussetzung für das Funktionieren von Unterstützungsbeziehungen“ (S. 117) handelt. Aber weshalb funktionieren dann familiäre Unterstützungsleistungen? Lassen sich doch vor allem in Familienbeziehungen unausgeglichene Reziprozitätskonten finden, beispielsweise wenn die Kinder im der Falle dauerhaften Unterstützungsnotwendigkeit der Eltern einen wesentlich größeren Beitrag leisten, als sie zurück erhalten. Die Antwort auf diese Frage liegt in der Dauerhaftigkeit. Bei familiären Beziehungen spielt die langjährige Beziehungsdauer und auch die zukünftige Erwartbarkeit der Dauerhaftigkeit eine wesentliche Rolle, denn in diesem Fall wird auch eine „aufgeschobene Reziprozität“ akzeptiert (vgl. Diewald 1990: 121). Zusätzlich wird innerhalb der Familie die elterliche Unterstützung der Kinder auf der „Haben-Seite“ der „Support-Bank“ (Antonucci/Jackson 1986) so zu sagen gespeichert und damit können gebrechliche Ältere auch eine einseitige Unterstützung seitens ihrer Kinder leichter akzeptieren. Einzelne Sozialbeziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft bestehen (im Gegensatz zu Familienbeziehungen) erst seit wenigen Jahren und verfügen über keinen „Vorschuss“ an instrumentellen Unterstützungsleistungen.

Wird nun innerhalb von Freundschaften eine Hilfeleistung als einseitig, in zu erheblichem Ausmaß oder als unfreiwillig erbracht wahrgenommen, entspricht das nicht dem, was Schroeter (2003: 27) als wesentliches Konzept der Freundschaft festhält, nämlich der „Gleichberechtigung“. Frau BO spricht bei einseitigen Hilfeleistungen auch vom „Ausnützen“ und auch die

anderen Gesprächspartnerinnen lehnen dies ab bzw. nehmen es als ein Ärgernis wahr: „eine Kleinigkeit helfe ich schon, aber normal, wie da die Putzerei, dass sehe ich nicht ein“. Es geht im Wesentlichen darum, keine Arbeit übernehmen zu wollen, zu der die andere Person durchaus als fähig erachtet wird, die diese allerdings nicht erledigen möchte.

Die Forderung nach einer Gegenleistung betrifft nicht nur Hilfstätigkeiten, auch die wiederholten Essenseinladungen, die Frau NN für einen Kreis von etwa 8 Leuten immer wieder ausspricht, werden nicht gerne ohne Gegenleistung angenommen: „...verlangen tut sie nichts, hab ich gesagt, das geht nicht, das kann man nicht tun, dass man da Essen geht und nichts gibt.“ So kommentiert Frau CH diese Situation und verweist dabei auf die auch für diese Situation geltende Reziprozitätsnorm.

In ihrer Auswirkung ähnlich gelagert wie die fehlende Gegenleistung ist auch eine falsche Reaktion auf eine Hilfeleistung. Frau CH berichtet von einer Dame, der sie während einer Krankheit helfen wollte: „habe ich geklopft am Abend, habe ich gefragt ob sie was braucht oder einen Tee oder was. Aber dann wie sie so böse geworden ist, hab ich gesagt, hör ich auf, mache ich nichts mehr.“ Zwar spielt die Kategorie Krankheit bei der Bewertung der MitbewohnerInnen durchaus eine Rolle, jedoch vermag sie nicht über fehlende Reziprozität bei Unterstützungsangeboten oder über mangelnde Dankbarkeit hinweghelfen.

Grundsätzlich wird das Zusammenleben mit stark beeinträchtigten Personen - vor allem mit Personen mit psychischen Erkrankungen - als schwierig wahrgenommen und von den interviewten Bewohnerinnen sehr kritisch beurteilt. Zunächst erfolgt bereits die erste Einschätzung der MitbewohnerInnen anhand des Kriteriums krank – gesund, wie eine Frau berichtet: „man sieht ja schon mit wem man es zu tun hat, weil die sind ja [...] ein bisschen schon dement, gell. Da muss man vorsichtig sein.“ Wie Frau CH zuvor berichtet hat, war sie nicht von vorn herein abgeneigt, Unterstützungsleistungen für demente Mitbewohnerinnen zu erbringen. Aufgrund der Persönlichkeitsveränderungen, die bei dementen Menschen häufig in Form von Passivität oder gar auch Aggressivität auftreten, halten die befragten Bewohnerinnen die Betroffenen nicht mehr für eine Wohngemeinschaft geeignet. Eine Frau meint dazu beispielsweise: „Sie wissen schon wer recht krank ist. Wissen's was, die gehört schon in ein Heim, weil wenn einmal die ganzen sanitären Anlagen angepatzt sind, das ist nicht in Ordnung.“ Während es hier um Probleme mit Sauberkeit und Hygiene geht, berichten andere Frauen eben auch von Fällen der Aggressivität („ich habe ihr immer geholfen und sie hat mich geschlagen“) und Boshaftigkeit.

Aus den Gesprächen mit den Frauen geht hervor, dass diese durchaus ein gemeinsames Konzept hinsichtlich des „geeignet-Seins“ einzelner Personen für eine Wohngemeinschaft teilen. Als wesentlichster Ort zur Konstruktion dieses Konzeptes können die Veranstaltungen bzw. die darauf folgenden informellen Gespräche, die wohl auch in Form von „Tratsch“ ausgetragen werden, geortet werden. „Wenn wir am Mittwoch zusammenkommen, beim Singen, da erfährt man schon manches“, berichtet etwa Frau BO. Nach der These Glucksmans (1963) dient Klatsch der Abgrenzung und dem Erhalt von sozialen Gruppen, in dem einerseits „die Geltung gruppenspezifischer moralischer Normen und Werte verstärkt wird“, zudem die Mitgliedschaft gestärkt und sogar das Gesamtsystem der Gruppe als Sozialsystem erneuert und gestärkt wird (Gluckmann 1963, zitiert n. Bergmann 1987: 198f). In Bezug auf die Wohngemeinschaft kann für die „Klatschgruppe“ zumindest die Bedeutung für den Zusammenhalt und die gegenseitige Bestätigung innerhalb dieser Teilgruppe unterstrichen werden. Einzelne Bewohnerinnen bestätigen wechselseitig ihre Ansichten über konformes Verhalten, Regeln und Normen, die sie für funktionierende interne Beziehungen als richtig erachten. Ob dadurch auch das System der Gesamtgruppe erneuert wird, kann hier m.E. in Frage gestellt werden. Durch dieses „Abkommen“ wird nämlich die eigene Mitgliedschaft gerechtfertigt und gestärkt und gleichzeitig ein Ausschluss nicht konformer Verhaltensweisen und somit auch Personen vorgenommen. Untereinander stellt dies zusätzlich auch ein effektives Mittel der sozialen Kontrolle dar, denn die in der Teilgruppe explizierten Regeln erhalten durch die gemeinsame Konstruktion verstärkte Gültigkeit und Bedeutung und eine Abweichung davon kann dadurch noch einfacher als bei einem impliziten Regelwerk wahrgenommen werden.

Will man nun einzelne Beziehungsinhalte bzw. Kontaktstrukturen zwischen den BewohnerInnen, den in der Literatur (unterschiedlich und vielfältig vorgenommenen) Kategorien oder Dimensionen sozialer Unterstützung zuordnen, so kann diese wechselseitige Bestätigung innerhalb von Teilnetzwerken, wie sie soeben beschrieben wurde, beispielsweise einer „bewertungsbezogenen Unterstützung“ zugeschrieben werden (vgl. Hollstein 2001: 33). Die informellen Zusammenkünfte nach den Veranstaltungen, lassen sich wiederum eindeutig der Dimension des „sozialen Beisammenseins“ zuweisen. In diese Dimension fallen etwa soziale Aktivität und Geselligkeit und durch diese soll das Gefühl von Zusammengehörigkeit und Verortung und des Zusammenhalts oder Rückhalts vermittelt werden (vgl. ebd.). Neben den Zusammenkünften im Aufenthaltsraum oder dem „Zusammensitzen“ nach den Veranstaltungen, etwa im Garten, kommt es noch zu gelegentlichen wechselseitigen Besuchen im Zimmer, etwa bei wohngemeinschaftsübergreifenden Beziehungen. Zwei der befragten Frauen berich-

ten auch vom Versuch gemeinsamer Spaziergänge mehrerer Damen. Das unterschiedliche Gehvermögen und daraus resultierende Geschwindigkeitsbedürfnis sowie das ungleiche Bedürfnis nach Pausen, machen solche gemeinsame Unternehmungen für die Frauen allerdings schwierig. „Das tu ich nicht mehr, nein“, berichtet beispielsweise die eine Frau und auch die andere meint „das funktioniert nicht mit dem zusammen gehen, das geht nicht.“ Einzelne Frauen geben auch zu verstehen, dass die Fülle der organisierten Tätigkeiten kaum den Wunsch nach zusätzlichen gemeinsamen Aktivitäten aufkommen lassen. Neben den Aktivitäten, die der Geselligkeit dienen, darf auch das Potential von alltäglich stattfindender Interaktion nicht unterschätzt werden. So hebt etwa Diewald in seiner Typologie die Bedeutung alltäglicher Interaktionen hervor, in dem er festhält, dass ritualisierte, alltägliche Interaktionen entlastend wirken. Der Grund dafür liegt darin, dass durch Gewohnheiten die Entscheidungsnotwendigkeit entfällt und die wiederholten Interaktionen und Tätigkeiten eine gewisse Normalität vermitteln und somit auch sinnstiftend und verhaltensstabilisierend wirken (vgl. Diewald 1990: 73). Ausprägungen dieser regelmäßigen Alltagsorganisation manifestieren sich auch auf der räumlichen Ebene. Als Beispiel dafür kann etwa die gewohnheitsmäßige Festlegung der Sitzplätze am Esstisch im Aufenthaltsraum gesehen werden. Zusätzlich beeinhalteten einzelne Sozialbeziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft auch praktische Hilfen. Dieses Themengebiet gestaltet sich allerdings sehr komplex, wie anfangs dieses Kapitels bereits angedeutet wurde, da hierbei die Gegenseitigkeit und die Freiwilligkeit eine außerordentlich große Rolle spielen. Bei unfreiwilligen Hilfestellungen, die noch dazu wiederholt geleistet werden müssen, ist die Gefahr eines Konfliktes sehr groß, wie sich in weiterer Folge zeigen wird.

8.2.3 Konfliktvolle Beziehungen

„Ja, ich habe schon gerechnet damit, dass da Probleme geben wird, weil das hat mir ja mein Hausverstand gesagt, [...] dass das Probleme geben wird, mit anderen Leuten zusammen wohnen.“ Frau BO ist zwar die Einzige der GesprächspartnerInnen, die bereits vorab mit dem Auftreten von Problemen gerechnet hat, aber was veranlasste sie zu dieser Alltagstheorie? Denn tatsächlich scheinen Konflikte innerhalb einer Wohngemeinschaft durchaus an der Tagesordnung zu stehen, dabei bildet die betreute Form für SeniorInnen keine Ausnahme. Treffen doch innerhalb des Gesamtnetzwerkes einer Wohngemeinschaft unterschiedliche Erwartungen, Normengefüge und Werthaltungen, die bereits lebenslang ausgebildet und verin-

nerlicht sind aufeinander und zeigen sich für das Entstehen von konflikthafter Beziehungen verantwortlich.

a) Konfliktgründe und -bewertung

Die Faktoren, die innerhalb der Wohngemeinschaften Streitigkeiten auslösen sind sehr unterschiedlicher Natur. Allerdings lässt sich ein Bereich ausmachen, der das größte Konfliktpotential birgt: nämlich Sauberkeit und Hygiene. Das sind natürlich zwei Gründe, die jedoch nicht getrennt voneinander gesehen werden können. Daneben wurden auch Diebstahl und Energieverschwendung als Konflikt- und bzw. oder Unmut stiftende Gründe genannt.

Vor allem gemeinschaftlich genutzten Einrichtungen, wie beispielsweise Toiletten, die von mindestens zwei Personen benutzt werden oder die Küche, die grundsätzlich allen Bewohnern einer WG zu Verfügung steht, bieten den Stoff für Auseinandersetzungen. Ob nun die genannten Aspekte tatsächlich zu einem sozialen Konflikt führen, d.h., über einen reinen „Spannungszustand“ bei einer Person hinausgehen und zwischen mindestens zwei Personen ausgegtragen werden, hängt von der Bewertung der Bedeutung des Vergehens, der Ursache und der verursachenden Person ab. Grundsätzlich scheint jede Person für sich Erklärungsstrategien für ein „Vergehen“ zu entwerfen. Diese reichen von Krankheit über die ethnische Herkunft, finanziellen Gründen bis hin zur gesamten Persönlichkeit. So wird hinsichtlich der Diebstahlsvermutung der finanzielle Faktor als Erklärung herangezogen („sie soll’s essen, wenn sie arm ist und nichts hat“), für die Sinndeutung des als unsauber und bzw. oder unhygienisch angesehenen Verhaltens dient sowohl die ethnische Herkunft („ist klar die [*ethn. Zugehörigkeit wird genannt*], die haben eine andere Mentalität, von der Reinlichkeit, da hat sie nicht viel Sinn“) wie auch eine Diskreditierung der ganzen Person vorgenommen wird („nein, allgemein ein ganzer *Putsch*“). Der Kategorie Krankheit wird zumindest versuchsweise mehr Toleranz entgegengebracht: „was ich glaube ich gehört habe, hat sie einen Autounfall gehabt oder was und ein paar Schlaganfälle und seither kann sie nicht mehr richtig gehen. Sollte man ein bisschen Nachsicht haben;“ führt Frau BO über ihre Mitbewohnerin aus und fährt hinsichtlich ihrer Vergehen allerdings fort „aber nur bis zu einer gewissen Grenze, weil wenn’s unappetitlich wird, hört sich die Nachsicht auf, bei mir halt“. Daraus geht auch hervor, dass vor allem die Art des Vergehens eine Rolle spielt. So wird auf unnötig eingeschaltetes Licht und offene Türen (Energieverschwendung) nur insofern reagiert, dass das Licht ausgeschaltet und die Türen wieder geschlossen werden. Das Vorfinden unhygienischer Bedingungen bei den Sanitäranlagen stellt hingegen einen Eingriff in den persönlichen, ja intimen Bereich einer Person

dar und wird somit als besonderes Ärgernis wahrgenommen: „ich muss ihr einmal sagen, sie soll auf das Klo aufpassen, ich mag nicht, ich hab mich einmal reingesetzt und da war ich zornig“, berichtet Frau NN.

Aus dem zuletzt genannten Zitat von Frau NN geht auch hervor, dass sie nicht unmittelbar auf dieses Ärgernis reagiert hat, vielmehr überlegt sie, die Person anzusprechen. Dass in der ersten Phase noch Unsicherheit bezüglich einer passenden Reaktion herrscht, kann auch Aussagen wie „ich muss mir was einfallen lassen“, oder „und hab ich mir schon gedacht, ich muss einmal mit ihr reden“ entnommen werden. Dies sind Hinweise darauf, dass die Bewohnerin über kein Verhaltensmuster aus ihrem Lebenslauf verfügt, das ihr für den Umgang mit einer solchen Art des devianten Verhaltens zur Verfügung steht. Da die Frau erst wenige Monate in der WG ist überlegt sie die Möglichkeit, die betreffende Person anzusprechen, aber auch die Projektleitung zur Klärung des Problems zu konsultieren. Eine andere Dame begründet ihr Zögern bei der Abwehr eines Ärgernisses mit „des lieben Friedens zu willen“. Eine Verzögerung der Klärung solcher Problemen könnte auch damit begründet werden, dass Personen, die häufig Anschuldigungen vorbringen und somit Streitigkeiten auslösen als „boshaft“ oder „streitsüchtig“ angesehen werden, vor allem wenn es sich in der persönlichen Bewertung um „belanglose Sachen“ handelt. Die Erklärungsstrategie, dass eine Handlung auch „unabsichtlich“ erfolgt sein könnte, scheint für die Betroffenen keine Möglichkeit darzustellen.

b) Konfliktverlauf

Personen mit längerer WG-Erfahrung wissen, dass das Ansprechen der verursachenden Person einer konfliktbehafteten Angelegenheit noch kein Ende setzt. Im Gegenteil, die Konfrontation mit einer Anschuldigung lässt den tatsächlichen Konflikt erst ausbrechen. Die zu Grunde gelegte Erwartung eines angemessenen Verhaltens des Angesprochenen, dass dieser sich etwa entschuldigt, wird in der Regel nämlich nicht erfüllt („Man muss schon jemanden was sagen können, der sagt, ma Entschuldigung, ist mir passiert“). Im Gegenteil, meist hat das Ansprechen der Person nicht nur ein Abstreiten, sondern vielmehr einen Gegenangriff zur Folge, der auch als „hysterische“ Reaktion beschrieben wird. Ebenfalls nicht den Erwartungen entsprechend fällt die Konsultierung der Projektleitung aus, diese verweist meist auf das lebenslang eingespielte Verhaltensmuster, das sich im Alter auch nicht mehr beseitigen lässt, „er hat gesagt, dass ist sie so gewohnt und die wird sich auch nicht umstellen“. Das organisatorische Umfeld rät demnach eher zu Toleranz bzw. Akzeptanz.

Inhaltlich stellen die Auseinandersetzungen innerhalb der Wohngemeinschaft einen Konflikt um die Gültigkeit und die Beachtung von Normen und Regeln, also einen „Regelkonflikt“ dar (vgl. Giesen 1993: 106). Tritt nun eine Person den Gang zur Projektleitung an, impliziert dies einerseits, dass die Person dem organisatorischen Umfeld die Anerkennung ihres persönlichen, lebensgeschichtlich geprägten Normensystems unterstellt. Die Person geht demzufolge davon aus, dass ihr Normensystem geteilt wird und sieht es demnach als universell an. Vom organisatorischen Umfeld wird in diesem Fall nicht nur das Explizieren der impliziten Regeln erwartet, sondern dass dieses im Falle der Missachtung auch sanktionierend eingreift: „normal hätte sie müssen raus, das ihr wenigstens droht haben, droht hätten, hätte ich mir vorgestellt“. Dieser Aussage lässt sich jedoch auch entnehmen, dass die Konsultierung der Projektleitung auch ein Machtmittel zur Durchsetzung der eigenen Interessen darstellt. Einer klassischen Definition des Konflikts, die auf Max Weber zurückgeht (und bei ihm Kampf genannt wird), kann entnommen werden, dass es sich bei Konfliktbeziehungen um soziale Beziehungen handelt, bei der das Handeln in der Absicht erfolgt, den eigenen Willen - auch gegen Widerstand - durchzusetzen (Weber 1980: 20). Diese Definition des Konflikts gleicht im Grunde auch dem Machtbegriff von Weber. Macht stellt ihm zufolge „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung [dar] den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (Weber 1980: 28). Man kann dem zu Folge darauf schließen, dass ein Konflikt auch vom Willen zur Macht motiviert ist. Die Erwartung der Sanktionsandrohung durch das organisatorische Umfeld kann daher als Hinweis darauf gesehen werden, dass das organisatorische Umfeld als eine höhere Machtinstanz gesehen wird, die eine Autoritätsrolle inne hat. Bindet eine Person die Projektleitung ein, handelt es sich schlussendlich um eine Form der Machtausübung und den Versuch, die eigenen Interessen über eine Machtinstanz durchzusetzen.

Der Versuch der Durchsetzung des eigenen Normensystems zu einem Konkurrierenden steht auch in enger Verbindung mit dem Erhalt des eigenen Selbstbildes. Dass Bewohnerinnen um den Erhalt des Selbstbildes kämpfen müssen, lässt sich etwa der nachfolgenden Aussage entnehmen:

„Ich kann ja nicht warten bis die Putzerin kommt um neun, wenn sie so einen Schmutz macht. Jetzt hab ich dann die Nachbarin geholt und der glauben sie dann halt auch nicht, wissen‘S uns glauben‘S fast nichts mehr, wenn man so alt ist, glauben sie immer, das bildet man sich ein. Aber ich habe sie geholt und gesagt, schau‘S wie das aussieht und dann ist zufällig einmal der ... [Zivildienstler], und der ist ein bisschen früher kommen, der war um acht schon da,

und da sag ich, bitte schaun Sie sich das an, weil das glaubt mir niemand, wenn ich da wart und wegputzen tu ichs nicht.“

Das Nicht-Einschreiten der für die Überwachung bzw. Sanktionierung der Regeln als zuständig angesehenen Person hat scheinbar zur Folge, dass die betroffene Person für sich reflektiert, nicht glaubwürdig zu sein. Der Verweis andere Personen fragen zu können kommt in den Gesprächen öfter vor und Frau CH reflektiert diese mangelnde Glaubwürdigkeit sehr konkret und verfolgt zur Abhilfe die Strategie, bei einem etwaigen Vorfall einen Zeugen hinzuzuziehen.

Nicht gelöste Konflikte führen schlussendlich zu einer Vermeidung der „gegnerischen“ Person. Auch Simmel hat festgestellt, dass „innerhalb des geschlossenen Kreises [...] Feindschaft in der Regel den Abbruch von Beziehungen [bedeutet und] das Sichzurückziehen und Vermeidung von Berührungen“ zur Folge hat (Simmel 1992: 302). Dies geschah auch bei den hier vorliegenden Konfliktbeziehungen. Konkret nahm die Vermeidung einerseits die Form von Kommunikationsverweigerung („aber dann hab ich es aufgegeben, und jetzt red‘ ich nichts mit ihr“) aber auch der Vermeidung des physischen Kontaktes an. Dies gestaltet sich in den räumlichen Verhältnissen einer Wohngemeinschaft als besonders schwierig.

Das Strukturelement Raum spielt bei konflikthaften Beziehungen also eine sehr bedeutsame Rolle. Zu konflikthaften Beziehungen kommt es in der Regel im Beziehungsgefüge innerhalb einer Wohngemeinschaft. Nur Frau BO berichtet von einem „Krach“ mit einer Person aus einer WG, die sich in einem anderen Stockwerk befindet. Allerdings ist diese Person in ihren Bereich eingedrungen, oder wie sie es selbst formuliert „und außerdem hat sie, was kommt sie denn, sie wohnt im 2. Stock und ist mir da immer raufgerannt“. Besonders häufig treten Konflikte bei nebeneinander wohnenden Personen auf. Dies gestaltet sich in weiterer Folge als besonders problematisch, denn dabei kann die Konfliktursache (beispielsweise das wiederholte Auffinden von als verschmutzt wahrgenommenen Sanitäranlagen) nicht und der Kontakt mit der verursachenden Person nur schwer gemieden werden. Frau BO spricht direkt an, dass nebeneinander liegende Zimmer im Falle eines Konfliktes besonders belastend sind: „was anders ist, schlimmer ist’s, wenn’s Zimmer neben ist [...] da ist ja der Gang so eng“. Die Unmöglichkeit der Vermeidung wird auch für gesundheitliche Beschwerden verantwortlich gemacht, wie etwa Frau CH berichtet „...ich war dann unglücklich, ich habe dann nichts mehr gegessen, in der Früh habe ich schon Magenweh gehabt wenn ich bei der Tür rausgeschaut

hab“. In weiterer Folge kann es zu einem nahezu gänzlichen Rückzug in den privaten Bereich der Person, dem Zimmer, kommen, wie dies etwa bei Frau CH der Fall ist: „Ich schau immer, man hört sie eh reden neben an, jetzt ist die Luft rein, jetzt kann ich rausgehen“. Sie verlässt das Zimmer nur mehr, wenn sich die gegnerische Person nicht im Aufenthaltsraum befindet. Die letzte Konsequenz der Vermeidung ist der Auszug. Auch Frau CH hat sich diese bereits überlegt und berichtet von einer Frau, die diese Vorgehensweise gewählt hat, bringt dabei allerdings das Strukturmerkmal Zeit ins Spiel. Diese Frau sei erst 72 Jahre alt gewesen, „die kann sichs noch leisten, aber unsereins, das zahlt sich nicht aus“. Aber auch im Fall von Frau CH konnte die Lage entschärft werden und zwar in dem sie innerhalb der Wohngemeinschaft umgezogen ist. Im Falle eines größeren räumlichen Abstandes gelingt es nämlich den Personen eher, auch vom Konflikt selbst Abstand zu gewinnen und diesen sogar zu überwinden, wie auch Frau BO erläutert: „Das dauert dann einen guten Monat und irgendwann war irgendein Anlass war halt wieder, wo sich das dann doch eingerenkt hat, aber es hat halt lang gedauert [...] aber jetzt herrscht wieder Friede“.

Das gesamte Beziehungsgefüge innerhalb einer Wohngemeinschaft kann zwar einerseits als homogen betrachtet werden, da überwiegend Frauen zusammen wohnen. Allerdings bringen die Frauen aus ihrer biografischen Erfahrung unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der Haushaltsführung und Sauberkeit mit, worin wiederum die Heterogenität des Beziehungsgefüges besteht. Frauen, die hauptsächlich durch ihre Hausfrau- und Mutterrolle sozialisiert wurden sind es gewohnt, im Bereich des Haushaltes die bestimmende Instanz darzustellen und kämpfen dementsprechend um die Durchsetzung ihrer Ansichten. Eine traditionelle Hausfrau verfügt über ein geschlechtsspezifisches Rollenbild, das innerhalb der Wohngemeinschaft mitunter erschüttert wird, „dass die Frauen so schmutzig sind, hätt ich mir nicht gedacht“, meint beispielsweise Frau CH. Dem entsprechend sieht sie auch die Rolle des Mannes innerhalb ihres (Wohngemeinschafts-)Haushaltes als eher passiv: „Ja, wissen’S was, es ist ein Mann. [...] ... ich glaub er gibt nach, er will seine Ruhe haben“.

8.2.4 Der Herr im Haus

Der Umstand, dass seit kurzer Zeit ein Mann in einer der Wohngemeinschaften wohnt, wird von den Frauen weder positiv noch negativ kommentiert. Demnach scheint das Geschlecht einer Person entweder kein vorrangiges Beurteilungskriterium darzustellen oder es wird ihm, wie aus dem o.a Zitat von Frau CH hervorgeht, eher die Rolle des im Haushalt Passiven oder vielmehr des zu Umsorgenden zugeteilt. Denn manche der Frauen, die mit ihm in der gleichen

Wohngemeinschaft wohnen, scheinen sich durchaus darauf verständigt zu haben, ihn zu unterstützen: „Aber ist auch ein armer Teufel, ist auch schon vergesslich. Jetzt helfen wir ihm halt immer ein bisschen, wenn was ist, nicht.“ Diese Art des fürsorglichen Umgangs wird auch während meiner Anwesenheit zu Beweis gestellt. Der Herr ist schon etwas in Eile weil er hinaus gehen möchte, zeigt mir aber trotzdem sein Zimmer. Da er offensichtlich durch meinen Besuch sein Frühstück nicht fertig gegessen hat, macht ihn die Frau, die sich gleichzeitig bei der Küche aufhält und ihr Essen vorbereitet darauf aufmerksam, dass er sein Frühstück noch essen müsse. Als Auffälligkeit ließe sich festhalten, dass der Mann über keine konflikthafter Beziehungen in der Wohngemeinschaft berichtet. Diesen Umstand zu analysieren wäre meines Erachtens allerdings doch fragwürdig, wenn nicht gar fahrlässig, da höchst spekulativ. Immerhin wohnt der Mann erst wenige Wochen in der Wohngemeinschaft und zusätzlich ist auch ein Krankenhausaufenthalt in diese Zeit gefallen. Darüberhinaus ist er nach Aussagen des Zivildieners wie auch der Frauen sehr viel außer Haus unterwegs.

8.3 Sozialbeziehungen nach außen

Im sozialen Beziehungsnetzwerk der befragten BewohnerInnen, die Teil des Beziehungsnetzwerkes der betreuten Wohngemeinschaft sind, umfassen die „Außenbeziehungen“, also Beziehungen und Kontakte über die Wohngemeinschaft hinweg, in erster Linie familiäre Beziehungen. Die Familienbeziehungen können auch eindeutig als die für eine Person wichtigsten sozialen Verbindungen gesehen werden. Im Falle der GesprächspartnerInnen stand dabei die Zweierbeziehung zu einer Person im Vordergrund, nämlich die zur Tochter bzw. Schwiegertochter und darauf folgten (in der Wertigkeit) die Beziehungen zu deren Familie, also dem (Schwieger-)Sohn und den Enkelkindern, jeweils abhängig davon, ob diese vorhanden sind.

Die familiären Beziehungen sind demnach nicht nur für Personen, die in „normalen“ Haushalten leben von vorrangiger Bedeutung, auch der Einzug in die Wohngemeinschaft scheint an der bisherigen hierarchischen Gliederung des Beziehungsnetzwerkes älterer Personen nichts zu ändern. In einzelnen Fällen kam es durch den Umzug sogar zu einer Intensivierung der Beziehung zu den nahen Verwandten. Dies war dann der Fall, wenn der Umzug auch eine räumliche Annäherung an die Familienmitglieder darstellte. Wie im ersten Kapitel (8.1) des aktuellen Teiles angemerkt, kümmern sich die Angehörigen der neu eingezogenen Bewohnerinnen in der ersten Zeit innerhalb der Wohngemeinschaft besonders intensiv um ihre Verwandten. Der Grund dafür mag einerseits darin liegen, dass sie selbst für den Umzug mitve-

rantwortlich sind und zudem scheint die erste Zeit in der WG auch von den Angehörigen als schwieriger Statusübergang aufgefasst zu werden, fallen in dieser Zeit doch die Bewältigung bzw. der Umgang mit den gesundheitlichen Einbußen, die Aufgabe der eigenen Wohnung und die Eingliederung in eine neue, fremde Gemeinschaft zusammen.

Von einzelnen Bewohnerinnen, die bereits länger in der Wohngemeinschaft leben wird mitunter auch bemerkt, dass sie sich eine intensivere Beziehung zu den Angehörigen wünschen würden, „ja, es geht nicht immer so, wie man gern möchte“, meint etwa Frau BO. Gleichzeitig sind die Frauen auch um Verständnis oder zumindest um eine Erklärung für die Situation der Personen bemüht: „aber die Tochter arbeitet ja auch, die hat ja auch keine Zeit, kann man nicht verlangen, dass dann in ihrer Freizeit, nicht, [...]“, meint Frau CH und auch Frau BO merkt hinsichtlich der Besuchshäufigkeit der Schwiegertochter an: „aber sie hat nicht immer Zeit, sie kann nicht immer kommen“.

Hinsichtlich der inhaltlichen Dimensionen sozialer Unterstützung kann eine hohe Bedeutung der nächsten Angehörigen in allen Kategorien festgestellt werden. Vorrangig und nicht ersetzbar scheint dabei die emotionale Unterstützung zu sein. Diese Kategorie enthält neben Liebe und Zuneigung auch Fürsorge und Empathie (vgl. Hollstein 2001: 33). In diesen Bereichen haben auch die bereits verstorbenen nahen Angehörigen eine nicht minder wichtige Position inne. Einen Hinweis auf die Bedeutsamkeit von Verstorbenen liefert beispielsweise die Tatsache, dass eine Frau die Asche ihres toten Mannes in die Nähe ihrer neuen Unterkunft verlegen hat lassen. Zusätzlich wird in verschiedenen Interviews von Gesprächen mit verstorbenen Angehörigen und der gedanklichen Nähe berichtet. Demzufolge geht eine emotionale Unterstützungsleistung – meist vom Partner – auch durch den Tod der Person nicht verloren. Hinweise auf eine bewertungsbezogene Unterstützung durch die Kinder liefert die Übernahme von deren Situationsdefinition, die auch für Einzug verantwortlich war (vgl. Kapitel 8.1), wie auch die von allen Personen vorgenommene Nennung als wichtigste Gesprächspartner. Arbeitshilfen und instrumentelle Hilfestellungen spielen indessen eine geringere Rolle, als dies bei einer privaten Haushaltsführung der Fall wäre. Die Begründung dieses Umstandes ist wiederum mit den Bedingungen, die überhaupt zum Einzug in die Wohngemeinschaft geführt haben, eng verwoben: nämlich der Unvereinbarkeit von Betreuung bei gleichzeitiger Berufstätigkeit und Haushaltsführung bei den Angehörigen. Diesbezügliche Leistungen erstrecken sich auf ausgewählte Tätigkeiten, wie beispielsweise auf gemeinsame Einkäufe oder Erledigungen. Für die Erbringung dieser Leistungen wie auch für allgemeine Gespräche stehen häufig auch die Enkelkinder zur Verfügung.

Die Häufigkeit und die Art des Kontaktes mit den nahen Angehörigen werden in erster Linie durch die räumliche Entfernung und zusätzlich durch die zeitliche Verfügbarkeit bestimmt. Dass sich die Kontakte häufig auf Besuche seitens der Verwandten beschränken und eigene Besuche dort eher selten stattfinden, wird mit den selben Argumenten erklärt, die auch für den Umzug verantwortlich waren, dazu zählen beispielsweise Probleme bei der Bewältigung von Stiegen und die allgemeine Anstrengung, die mit auswärtigen Besuchen einher geht.

Zusammenfassend betrachtet kann festgehalten werden, dass von den interviewten Personen jede einen (mehr oder weniger) engen Kontakt zu zumindest einer verwandten Person unterhält. Bezüglich der Netzwerkbemühungen und –größe lassen sich dabei Unterschiede feststellen, die in Verbindung mit der Lebensgeschichte des Individuums stehen. Anhand der nachfolgenden Typenbildung sollen biografisch erworbene Netzwerkstrategien und die daraus resultierende soziale Einbindung einer Person zusammenfassend betrachtet werden.

8.4 Netzwerkorientierungen – eine Typenkonstruktion

8.4.1 Hohe Netzwerkorientierung

Frau NN war die letzten 32 Jahre ihres Berufslebens in der Dienstleistungsbranche tätig und ist es daher gewohnt, immer unter Menschen zu sein. Aus den Daten des Interviews lässt sich unschwer erkennen, dass sie über ein großes soziales Netzwerk mit hoher Dichte verfügt hat. Die Frau erwähnte während unseres Gespräches neben den familiären Netzwerkmitgliedern auch zahlreiche weitere Personen, beispielsweise ihren (ehemaligen) Chef und ihre Arbeitskollegen, wie auch ihre Ärzte. In ihrem Unterstützungsnetzwerk vor dem Einzug spielte - neben Personen aus der Familie - auch ihre Nachbarin eine wesentliche Rolle: diese leistete ihr praktische Hilfe, wie die Versorgung im Krankheitsfall und begleitete sie auch ins Krankenhaus. Frau NN bezeichnet diese Nachbarin auch als Freundin.

Für die gegenwärtige Situation lassen sich ohne Zweifel die Tochter und die beiden Enkelinnen als die der Frau nahe stehendsten Personen innerhalb des Gesamtnetzwerks ausfindig machen. So beläuft sich die Frequenz der Bezeichnung „Tochter“ auf 33 Nennungen und die Bezeichnung „Enkelin“ kommt auf 17 Nennungen im gesamten Interview. Zusätzlich kann auch ihr (in der WG wohnendes) Haustier, die Katze, als wichtige emotionale Stütze für die Frau ausgemacht werden. Darüber hinaus finden auch einige verstorbene Personen, wie die

Eltern, der Ehemann, die Jugendliebe und der Schwiegersohn im Laufe des Gespräches Erwähnung.

Trotz der schweren Krankengeschichte (Herzinfarkt, Schlaganfall), die Frau NN bereits mit 60 Jahren hinter sich hat und deren bleibende Folgen (eingeschränktes Sehvermögen, Gehvermögen, u.ä.m.) lässt sich gut erkennen, dass sie stark um den Aufbau eines Beziehungsnetzwerkes innerhalb der Wohngemeinschaft bemüht ist und dessen hohe Bedeutung auch für sich reflektiert („bei denen sitze ich in der Nähe im Restaurant, das ist auch schon einmal viel wert“). Neben dem gemeinsamen Gang zum Mittagessen und dem Besuch von Veranstaltungen ergreift sie auch selbst die Initiative, indem sie beispielsweise sonntags des Öfteren für mehrere Personen kocht und Einladungen zum Essen ausspricht. Diese Einladungen ergehen an 6 Personen innerhalb der Wohngemeinschaft und zwei Personen, die aufgrund der Veranstaltungen mit der Wohngemeinschaft in Verbindung stehen. Zusätzlich bäckt sie Mehlspeisen für die Veranstaltungen, beispielweise für das Singen.

Wie sehr die Frau um den Aufbau eines Beziehungsnetzwerkes innerhalb der Wohngemeinschaft bemüht ist sticht besonders hervor, wenn man sich weitere Bedingungen (neben der gesundheitlichen Einschränkung), die ihre Lebenslage prägen betrachtet: so sind etwa ihre laufenden finanziellen Einnahmen als eher niedrig einzustufen, ist sie doch Bezieherin einer Mindestpension. Ihr Kontaktstreben wird offensichtlich auch dadurch nicht getrübt, dass sie bereits Erfahrungen mit Konflikten innerhalb der Wohngemeinschaft gesammelt hat (Gründe: Diebstahlsvermutung und Hygiene). Trotz der hohen Netzbemühungen können neben den negativen Beziehungen aber auch Netzwerklöcher ausgemacht werden. „Die Frau X da oben, diese [*ethnische Herkunft*], mit der habe ich noch nichts. Es gibt ein paar, mit denen ich noch nie geredet habe.“ Das Bestehen von Netzwerklöchern lässt sich jedoch durch ihre Mitgliedschaft in der informellen Gruppe der „ordentlichen“ Frauen erklären (vgl. Kap. 8.2.2). Diese Gruppenzugehörigkeit bzw. die in der Gruppe geteilten Normen und damit einhergehenden Sanktionierungen von nicht angemessenem Verhalten führen dazu, dass der Kontakt mit „Delinquenten“ vermieden wird.

Zusätzlich zu den Kontaktbemühungen innerhalb der WG hält Frau NN auch sehr engen Kontakt zu ihren nahen Verwandten. Die Enkeltöchter wohnen in der näheren Umgebung und kommen mehrmals in der Woche zu ihr zu Besuch. Dem Gespräch lässt sich zudem entnehmen, dass sie eine sehr enge und vertrauensvolle Beziehung zu ihrer Tochter unterhält. Auch

die Tochter unterstützt die hohe Netzwerkorientierung der Frau bzw. bemüht sich selbst um positive Beziehungen zu den Mitbewohnerinnen, wie auch zum organisatorischen Umfeld. So erzählt Frau NN, dass zu ihrem Geburtstag „das ganze Haus [...] zu Kuchen und Kaffee eingeladen [wurde]. Das hat alles meine Tochter gemacht.“ Außerdem habe ihre Tochter sie dazu zu bewegen versucht, eine von den Essenseinladungen ausgeladene Frau wieder einzuladen.

Insgesamt lässt sich am Beispiel von Frau NN erkennen, dass hier eine biografisch erworbene hohe Netzwerkorientierung besteht und sie (trotz gesundheitlicher und finanzieller Einschränkungen) Strategien verfolgt, diese auch aufrecht zu erhalten. Für den Typus „hohe Netzwerkorientierung“ bietet die Wohngemeinschaft eine günstige Gelegenheit, neue Beziehungen zu knüpfen und stellt zudem kein Hindernis dar, bestehende Kontakte aufrecht zu erhalten.

8.4.2 Geringe Netzwerkorientierung trotz hoher sozialer Einbindung

Frau BO verfügt im Vergleich zum soeben beschriebenen Beispiel von Frau NN über ein wesentlich kleineres soziales Netzwerk. So berichtet sie während des Gespräches nur von einer einzigen Beziehung nach außen, nämlich die zu ihrer Schwiegertochter. Sie ist auch die Frau, die die Einstellung vertrat, zu den Mitbewohnerinnen auf Distanz bleiben zu wollen (vgl. Kap. 8.2.2). Dieser Umstand scheint auch bei ihr biografisch verankert zu sein. So antwortet sie auf die Frage, ob sie sich an ihre nahen Verwandten wendet, wenn es etwas Wichtiges zu besprechen nämlich wie folgt: „mit meinen Sachen muss ich schon selbst fertig werden“ und fährt weiter fort „nein, das habe ich sowieso nicht gehabt, das ich da drüber reden tu.“ Sie steht zwar in regelmäßigem Kontakt mit ihrer Schwiegertochter, möchte diese aber nicht belasten („wenn sie anruft sag ich immer, ist alles OK“). Darüber hinaus hat sie auch die Verbindung zum Ort, in dem sie ihre Kindheit verbracht hat, abgebrochen. Sie hat diesen, Zeit ihres Lebens nur mehr einmal besucht. Welche lebensgeschichtlichen Ereignisse dafür verantwortlich waren, darüber hat sie allerdings nicht berichtet.

Die bewusst gewählte Distanz zu den MitbewohnerInnen geht auch mit einer Skepsis gegenüber den Erzählungen anderer einher - „man darf nicht alles glauben und das tu ich auch nicht, weil manchmal ist da schon ein bisschen Übertreibung auch dabei“ – gibt sie etwa zu bedenken. Nichts desto trotz nimmt sie an den informellen Gesprächen nach Veranstaltungen teil, scheut auch nicht den Aufenthalt im Aufenthaltsraum der eigenen Wohngemeinschaft und steht auch bei Frau NN auf der „Liste“ der Essenseinladungen. Während unseres Gespräches

führt sie auch eine Unterhaltung mit Frau EJ, die gerade von einem Arztbesuch zurückkommt. All dem kann doch eine relativ gute Einbindung in die Gemeinschaft innerhalb der WG entnommen werden. Zusätzlich lässt sich ihr hohes Aktivitätsniveau innerhalb der Wohngemeinschaft gut aus ihrer umfassenden Schilderung des wöchentlichen Veranstaltungsprogrammes erkennen. Sie erzählt nicht nur von den Tätigkeiten, der genauen zeitlichen Einteilung sondern nennt auch die Namen sämtlicher Personen (meist vollständig und inkl. Titel), die den jeweiligen Kurs abhalten. Sie selbst nimmt – außer im Falle einer Krankheit – an allen Veranstaltungen teil und gibt auch ihr Bedauern über den Ausfall einer Veranstaltung in der aktuellen Woche bekannt.

Insgesamt kann für diesen Fall festgehalten werden, dass die Person bereits vor dem Umzug über ein kleines Netzwerk verfügt hat und (in Folge dessen) nicht um einen Beziehungsaufbau innerhalb der Wohngemeinschaft bemüht ist. Trotzdem ist es um die soziale Einbindung der Person gut bestellt, auch wenn sich diese in erster Linie auf organisierte soziale Aktivitäten beschränkt.

8.4.3 Hohe Netzwerkorientierung trotz sozialem Rückzug

Möchte man die bisher in den beiden Typenkonstruktionen dargestellten Netzwerkgrößen vor und nach dem Einzug in die Wohngemeinschaft in eine hierarchische Ordnung bringen, so würde Frau CH den mittleren Platz einnehmen. Als Netzwerkpersonen außerhalb der Wohngemeinschaft nennt sie während des Gespräches ihren (verstorbenen) Gatten, ihre Tochter und ihre Enkelkinder, wie auch Personen aus ihrem ehemaligem Wohnort, zu denen sie allerdings nach dem Umzug nur mehr selten telefonischen Kontakt hat, da auch diese bereits älter sind. Die engste Beziehung innerhalb des sozialen Netzwerkes besteht auch in diesem Fall zur Tochter der Frau. Dieses Naheverhältnis ergibt sich sowohl aus der räumlichen Gegebenheiten – denn die Tochter arbeitet im selben Haus – stellt darüber hinaus aber auch ein Vertrauensverhältnis dar („wenn was ist, red ichs mit meiner Tochter aus“).

Innerhalb der eigenen Wohngemeinschaft zieht sich Frau CH allerdings zurück. Sie meidet den Aufenthaltsraum, wenn dieser nicht leer ist und nimmt ihr Essen im Zimmer ein. Der Grund dafür liegt allerdings nicht in ihrer geringen Gemeinschaftsorientierung sondern entspricht einem Vermeidungshandeln aufgrund einer ausgeprägten konflikthaften Beziehung innerhalb der Wohngemeinschaft, die für sie auch einen erheblichen Stressfaktor darstellt.

Nichts desto trotz nimmt sie die Veranstaltung als soziale Aktivitäten war („ich geh auch, dass man wieder ein bisschen zusammenkommt“) und berichtet auch von informellen Gesprächsrunden nach den Veranstaltungen im Garten. Insgesamt nennt sie vier Frauen, mit denen sie sich verstehe, wobei sie hier das Kriterium der „Ordentlichkeit“ anwendet. Da auch sie Mitglied der im vorigen Kapitel bereits erwähnten Untergruppe der „Ordentlichen“ ist, kann auch dieses Kriterium wiederum als Hinweis auf die in der Teilgruppe geteilten Normen gesehen werden. Zu einer Frau im zweiten Stock scheint sie auch ein sehr inniges Verhältnis zu unterhalten, denn zu Beginn meiner Anwesenheit bringt ihr diese gerade ein kleines Geschenk vorbei. Sie spricht auch während unseres Gespräches von ihr, darin erwähnt sie sie als „eine ganz eine Nette“. Auch innerhalb der WG kann für Frau CH wiederum eine „mittlere“ Netzwerkorientierung festgehalten werden.

Das grundsätzliche Interesse an sozialen Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft ist also auch bei Frau CH vorhanden. Da sie als ehemalige Hausfrau und Mutter ein traditionelles weibliches Rollenbild vor Augen hat, viele der MitbewohnerInnen ihrer Meinung nach nicht diesem Bild entsprechen und sie zudem das mit diesem Rollenbild verbundene Normensystem nicht durchsetzen konnte, ist es zu massiven Konflikten innerhalb der eigenen Wohngemeinschaft gekommen. Für Frau CH wirkt somit die unmittelbare Umgebung isolationsfördernd. Andererseits ist es auch hier durch wohngemeinschaftübergreifende Beziehungen und der Teilnahme am Veranstaltungsprogramm des Hauses um die soziale Integration der Frau gut bestellt.

Insgesamt zeigen die Typenbildungen, dass die Netzwerkorientierung einzelner BewohnerInnen betreuter Wohngemeinschaften eine biografisch erworbene Orientierung darstellt und dass der Einzug der Person in die Wohngemeinschaft diese Orientierung nicht ändert. Zudem bleibt auch die Bedeutung der bisherigen Beziehungen, allen voran der Familienbeziehungen durch den Umzug unberührt. Kann man auf Grundlage dieser Erkenntnisse nun die Gemeinschaft innerhalb der Wohngemeinschaft tatsächlich mit Familienbeziehungen vergleichen? Man kann das natürlich und dass dies zusätzlich auch sinnvoll ist, kann nachfolgend gezeigt werden. Ein Vergleich hebt zudem die wesentlichen Elemente beider Gruppen hervor und macht die Ähnlichkeiten und vor allem auch Unterschiede umso deutlicher.

9 Neue Familie im Alter?

Schülein sieht die „Entstehung von Wohngemeinschaften [...] insofern bedeutsam, als damit das Monopol der Familie als einzig legitime Form der Primärgruppe gebrochen wurde“ (Schülein 1983: 393) und hält in weiterer Folge auch fest, dass die Familie in der Realität nie eine „faktische Ausschließlichkeit“ besaß (vgl. ebd.). Nun soll hier nicht das Monopol der Familie diskutiert werden, vielmehr soll das Zitat als Hinweis darauf dienen, dass die Wohngemeinschaft als Primärgruppe gesehen werden kann und von daher ein Vergleich mit der „klassischen“ Primärgruppe, nämlich der Familie, geradezu naheliegend ist.

Was ist aber überhaupt mit der Bezeichnung Primärgruppe gemeint? Nach einer kurzen Einführung in den Begriff sollen die empirisch erhobenen Daten dazu dienen, einen Vergleich zwischen der Seniorenwohngemeinschaft und der Familie vorzunehmen. Im Zuge dieses Vergleiches soll ein besonderes Augenmerk auf die Strukturmerkmale aber auch Beziehungskonstellationen und -inhalte gelegt werden.

Der Begriff Primärgruppe geht auf den amerikanischen Soziologen Charles Horton Cooley (1864 – 1929) zurück. Dem Begriffsurheber zufolge bekommt das Individuum durch die Primärgruppe die „früheste und kompletteste Erfahrung vom sozialen Ganzen“ (Cooley 1909: 26f.) vermittelt. Die Funktion dieser Gruppenart umfasst demnach in erster Linie die Sozialisation und für diese ist in der Gegenwartsgesellschaft in erster Linie - aber nicht ausschließlich - die Familie verantwortlich. Daneben zählen auch peer-groups und die „engere Gemeinde“ zu den Primärgruppen (vgl. ebd.). Als wesentliche Kennzeichen der Primärgruppe gelten enge face-to-face Beziehungen und kontinuierliche Interaktion, also Merkmale, die durchaus auch innerhalb einer Wohngemeinschaft vorzufinden sind. Aber kommt es auch zur Entstehung einer affektiven Solidarität oder emotionalen Beziehungen, zur Ausbildung eines Wir-Gefühls innerhalb dieser Gruppe, wie dies bei Familien in der Regel der Fall ist?

Die Merkmale, anhand derer eine Familie beschrieben werden kann, gehen natürlich über diese affektive Verbindung hinaus. Der nachfolgende Vergleich zwischen den Primärgruppen Familie und Wohngemeinschaft bezieht sich im Wesentlichen auf folgende Aspekte: die Zusammensetzung, die Beziehungskonstellationen und -rollen und die Beziehungsinhalte.

Das gemeinsame Leben unter einem Dach, also das Teilen eines Haushaltes, stellt die erste und augenscheinlichste Gemeinsamkeit der beiden Primärgruppen dar. Die damit einhergehende räumliche Nähe bildet die Grundstruktur des Handlungsspielraums für beide Gruppen-

formen. Während die räumliche Nähe für das Zusammenleben der Familie einen gewohnheitsmäßigen Bestandteil des Familienlebens bildet, stellt die räumliche Enge zu Personen, zu denen erst eine Beziehung kurzer Dauer besteht, (vor allem im Alter) eine ungewohnte Erfahrung dar.

Mit einem Blick auf die Gruppenmitglieder kann ein weiteres wesentliches Unterscheidungskriterium ausgemacht werden, nämlich die Zusammensetzung. Die gesellschaftlich anerkannte Kernfamilie besteht aus einem Mann, einer Frau und deren Kind(ern). Bei so genannten „neuen“ Familienformen erfährt diese Zusammensetzung bereits eine Erweiterung, aber das Aufeinandertreffen zweier Generationen ist auch hierbei ein wesentliches Merkmal. Eine Wohngemeinschaft kennt wiederum keine fixierte Zusammensetzung, da grundsätzlich jede mögliche Kombination denkbar ist. Von den drei betreuten Wohngemeinschaften, die im vorliegenden Fall aufgesucht wurden, bestanden zwei nur aus Frauen und in einer wohnte auch ein Mann. Aufgrund der höheren Lebenserwartung und des derzeit noch existierenden demografischen Überhangs an Frauen, kann die Zusammensetzung der Seniorenwohngemeinschaften als (statistisch) nicht weiter außergewöhnlich angesehen werden. Ein weiteres Kennzeichen der Familienzusammensetzung ist die Konzentration um ein Paar, auch eine solche lässt sich innerhalb einer Wohngemeinschaft nicht ausfindig machen, denn es existiert kein „natürliches“ Zentrum, wie es das (Ehe-)Paar darstellt.

Eng mit der Paarbeziehung verknüpft sind auch die familiären Rollenbeziehungen und die mit der Rollenstruktur einher gehende geschlechtsspezifische „funktionale Binnendifferenzierung“ (Nave-Herz 2004), also spezifische Rollenerwartungen und Arbeitsteilungen. Der in verschiedenen Disziplinen unterschiedlich verwendete Begriff der sozialen Rolle beschreibt in der Soziologie „ein Bündel von Erwartungen, die sich in einer gegebenen Gesellschaft an das Verhalten der Träger von Positionen knüpfen“ (Dahrendorf 1961: 22). Die Erwartungen an einzelne Familienmitglieder sind also gesellschaftlich vorgeformt und fixiert. Während innerhalb der Familie nun Rollenbilder und Beziehungsvorgaben beispielsweise für die Mutter, den Vater, den Ehepartner oder den älteren Bruder bestehen, sind innerhalb der Wohngemeinschaft die Beziehungen an sich unbestimmt und müssen in weiterer Folge einzeln ausgehandelt werden. Nach Schülein gilt es hier untereinander ähnlich geartete Beziehungen herzustellen (vgl. Schülein 1975; 73f.). Zwar gibt es in der gegenwärtigen westlichen Gesellschaft auch innerhalb von familiären Netzwerken die Tendenz, dass einzelne Familienbeziehungen immer weniger vorbestimmt und somit aushandlungsbedürftig sind, die Praxis hinkt der in empirischen Studien häufig erhobenen egalitären Einstellung allerdings noch vielfach hinter-

her. Die Gestaltbarkeit und Verhandelbarkeit von Beziehungen wird im Falle der Familie in erster Linie bei „neuen Familien“, etwa bei Stieffamilien sichtbar, wo beispielsweise Beziehungen zwischen multiplen Elternteilen ausgehandelt werden müssen (vgl. Richter 1999: 785). Veränderung von Rollenbildern in Familien lassen sich am deutlichsten am Beispiel von generationsübergreifenden Beziehungen veranschaulichen: so kann sich etwa die Auffassungen hinsichtlich der Rolle der Frau als Mutter bzw. Hausfrau bereits zwischen Mutter und Tochter beträchtlich unterscheiden.

In der Wohngemeinschaft treffen nun allerdings Personen der gleichen Generation aufeinander, die für diese Form der Beziehung kein Muster aus ihrem bisherigen Lebenslauf zur Verfügung haben. Rollenmodelle bilden vor allem im Alter wichtige Orientierungsmuster und sind zudem lebenslang eingefahren und somit gefestigt. Das macht den plötzlichen Umgang mit differierenden Modellen schwierig. Durch das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Lebensentwürfe, Erwartungen, Werthaltungen und Normensysteme beispielsweise hinsichtlich einer „richtigen“ Haushaltsführung (inklusive der Bereiche Sauberkeit und Hygiene) kann es zu beträchtlichen Rollenkonflikten kommen. Eine in der Familie mögliche Umgangsform mit unterschiedlichen Ansichten oder Interessen ist die Koalitionsbildungen (etwa der Kinder gegen die Eltern oder der Frauen gegen die Männer). Dasselbe kann auch für die besuchte Wohngemeinschaft festgestellt werden. Hier kam es zur Bildung von Koalitionen innerhalb der (wohngemeinschaftsübergreifenden) Gesamtgruppe: so grenzen sich etwa die „Ordentlichen“ von den „nicht-Ordentlichen“ ab. Daneben existiert noch die Gruppe der psychisch Beeinträchtigten, die zwar integriert ist, allerdings keine aktive Rolle bei der Abgrenzung spielt. Aufgrund von gegensätzlichen (Rollen-) Erwartungen und Vorstellungen kommt es nur innerhalb dieser Teilgruppen dazu, dass die Mitglieder an der Herstellung von untereinander ähnlich gearteten Beziehungen arbeiten.

Treten nun in Familien Konflikte auf, dienen die – noch mehr oder weniger vorherrschenden – hierarchischen Familienstrukturen als wesentliche konfliktregulierende Mechanismen. So regulieren beispielsweise im Falle auftretender Konflikte zwischen den Kindern die Eltern als Machtinstantz diesen Disput. Innerhalb der Wohngemeinschaft fehlt es allerdings an Orientierungsmöglichkeiten zur Konfliktbewältigung, man könnte auch sagen, es existieren „wenig differenzierte Strategien der Konfliktbewältigung“ (1983: 411), wie etwa Schülein es ausdrückt. Dasselbe, das für die Beziehungen innerhalb einer Wohngemeinschaft gilt, nämlich deren Unbestimmtheit, gilt auch für die Machtpositionen: auch diese sind an sich unbestimmt. Die vorliegenden Daten belegen einerseits die Unsicherheit hinsichtlich des Umgangs mit

Konflikten sehr gut (vgl. Kap. 8.2.3). Des Weiteren kann den Daten auch entnommen werden, dass zur Konfliktlösung schlussendlich häufig auf das Muster zurückgegriffen wird, eine (vermeintlich) höhere Machtinstanz einzuschalten. Die Einbindung einer Machtinstanz ist gleichzeitig auch ein Hinweis auf die Herausbildung einer hierarchischen Struktur. Gelingt es nämlich jemandem erfolgreich eine Machtinstanz einzuschalten, nimmt auch diese Person eine privilegierte Stellung ein, da sie die eigenen Vorstellungen, Interessen und Gewohnheiten durchzusetzen vermag. Während das organisatorische Umfeld in der aufgesuchten Wohngemeinschaft nur im „Notfall“ regulierend eingreift, sich selbst also grundsätzlich nicht als Machtinstanz begreift und auch keine institutionalisierten Konfliktlösungsstrategien einsetzt, kann am Beispiel einer Münchner Altenwohngemeinschaft gezeigt werden, dass dies eine Möglichkeit zur Konfliktbereinigung darstellt. In dieser Wohngemeinschaft sollten Konflikte im Rahmen regelmäßig stattfindender WG-Gruppengespräche mit Anwesenheitspflicht gelöst werden. Deren Ziel war es, die einzelnen Konfliktpositionen darzulegen und die Möglichkeit des konstruktiven Umgangs mit Konflikten zu vermitteln, das heißt, die Beteiligten sollten die Fähigkeiten zur Selbstreflexion und Empathie entwickeln. Dass ältere Menschen nicht mehr in der Lage oder bereit wären Neues zu lernen, bestätigte sich scheinbar nicht, denn vielmehr hätten die Bewohner „es fertiggebracht, ihre Kontroversen vor dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Biografien zu betrachten und aus dieser Perspektive heraus besser zu verstehen. Sie sind geübter geworden im Ansprechen dessen, was sie bedrückt oder ärgert. Und sie sind großzügiger geworden im Tolerieren von anderen Lebensstilen.“ (Schachtner 1989: 82).

Bei gleichberechtigten Ehebeziehungen gibt es im Regelfall auch keine äußere Instanz, die im Falle von Konflikten regulierend eingreift. Ein wesentlicher Unterschied besteht hierbei allerdings darin, dass im Falle von Konflikten innerhalb der Wohngemeinschaft nicht nur zwei (wie im Falle des Paares) sondern mehrere Konzepte miteinander abgeglichen werden müssen (vgl. Schachtner 1989: 73f.).

Soll nun innerhalb einer Wohngemeinschaft auch die Haushaltsführung arbeitsteilig organisiert werden, zeigt dies das Fehlen von „prästabilisierten Arbeitsteilungen und Modalitäten der Zuweisung“ besonders deutlich auf (Schüle 1983: 410). Denn innerhalb einer Wohngemeinschaft muss man sich auf eigene Verfahren einigen. Diesbezüglich stellt die Beschreibung der bereits erwähnten Münchner Alten-WG von Schachtner (1989) ein interessantes Beispiel dar. In diesem Fall wurde etwa eine arbeitsteilige Reinigung der gemeinschaftlichen Räumlichkeiten durch den Entwurf eines „Putzplanes“ organisiert. Die Ausführung dieses

Planes gestaltete sich in der Realität allerdings schwieriger als angenommen: eine Person putzte mehr als von ihr verlangt wurde und außerdem zu Zeiten, die einzelne MitbewohnerInnen für diese Tätigkeit als nicht angemessen erachteten (etwa frühmorgens und sonntags). Zudem gab es unterschiedliche Auffassungen von Sauberkeit und nicht für jede Person endete der Putzplan an der Zimmertür der Bewohner, das heißt, so mancher Bewohner sorgte sich auch um die Sauberkeit der Privaträumlichkeiten der MitbewohnerInnen (vgl. Schachtner 1989: 73f.).

Ein zusätzlicher Aspekt zur räumlichen Nähe und unbestimmten Rollenstruktur, der den gemeinschaftlichen Umgang erschwert, liegt in der kurzen Dauer der Beziehung. Auch diesbezüglich soll nochmal der Vergleich mit der Ehe herangezogen werden. Grundsätzlich hat diese einen höheren Verbindlichkeitsgrad als einzelne Beziehungen innerhalb einer Wohngemeinschaft. Das Unterscheidungskriterium des Zeithorizontes relativiert sich allerdings wiederum bei einem Blick auf die Scheidungszahlen und Ehedauern. So werden immerhin fast ein Drittel der Ehen innerhalb von fünf Jahren geschieden und die Scheidungsrate lag im Jahr 2006 bereits bei nahezu 50 % ...(www.statistik.at/Indikatoren zu Eheschließungen und Ehescheidungen). Familienbeziehungen selbst bestehen allerdings in der Regel ein Leben lang. Die Beziehungen innerhalb der betreuten Wohngemeinschaft bestehen hingegen erst seit wenigen Jahren. Ähnlich wie Familienbeziehungen sind sie hinsichtlich der Dauer grundsätzlich nach oben hin offen, aufgrund des Einzugs im höheren Alter, ist die Beziehungsdauer allerdings nicht mit der von familiären Beziehungen vergleichbar. Es kann aber angenommen werden, dass BewohnerInnen in der Wohngemeinschaft bleiben möchten, denn allein die geringen Umzugsabsichten im Alter sprechen nicht dafür, dass sich jemand nur zu einem Aufenthalt auf Zeit entschließt, wie das bei jungen Menschen in WGs der Fall ist. Natürlich gilt auch hier, ähnlich einer Ehe, dass das Projekt nicht vor einem Scheitern gefeit ist und zudem sind durch das Alter der Personen bzw. einer potentiellen Verschlechterung des gesundheitlichen Zustands dem Zusammenleben auch „natürliche“ Grenzen gesetzt.

Hinsichtlich der Bereitstellung sozialer Unterstützung können innerhalb einer Familie wiederum unterschiedliche normative Forderungen an verschiedene Beziehungen ausgemacht werden. So wird etwa von den erwachsenen Kindern in unserer Gesellschaft erwartet, dass sie ihre Eltern unterstützen, wird doch die Familie als Solidargemeinschaft aufgefasst. Insgesamt kann auch ein Großteil der möglichen Unterstützungsleistungen innerhalb der Familie gedeckt

werden. Für die Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft gibt es wiederum keine vordefinierten und stabilen Anforderungen an deren Inhalte bzw. Leistungen.

Die wesentlichste Komponente familiärer Unterstützung ist die emotionale Zuneigung und Liebe. Die Bedeutung dieses Bereiches kann für die Beziehungen innerhalb einer Wohngemeinschaft als eher gering eingeschätzt werden. Wie die Darstellungen der vorangegangenen Kapitel zeigen, werden instrumentelle Unterstützungsleistungen und Arbeitshilfen innerhalb der Wohngemeinschaft durchaus ausgetauscht. Hierbei muss allerdings der „Tausch“ hervorgehoben werden, denn wie vorangehend ausgeführt (vgl. Kapitel 8.2.2) spielt hierbei die Gegenseitigkeit und Freiwilligkeit eine weit größere Rolle, als dies innerhalb von Familien der Fall ist und im Gegenzug können als ungerechtfertigt und unfair angesehene Austauschbeziehungen sehr schnell zu massiven Belastungen der Beziehung führen (vgl. 8.2.3). In positiven Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft werden auch Bewertungen und Orientierungen getauscht, wie dies etwa bei der wechselseitigen Bestätigung der Normen innerhalb einer Teilgruppe des Gesamtnetzwerkes der Fall ist. Die bedeutendste Rolle hinsichtlich der Beziehungsinhalte innerhalb der Wohngemeinschaft hat allerdings die Geselligkeit inne. Im konkreten Fall konnte diesbezüglich vor allem das Veranstaltungsprogramm als eine gute Möglichkeit eruiert werden, relativ unverbindliche soziale Beziehungen zu unterhalten.

In Summe gesehen lassen sich beim Vergleich der Primärgruppen Familie und Wohngemeinschaft, vor allem Gemeinsamkeiten mit so genannten „neuen“ Familienformen ausmachen. Denn auch diese bewegen sich weg von starren Rollen-, Beziehungs- und Machtstrukturen und bilden häufig neue Beziehungsformen heraus. Die Biografien älterer Menschen der Gegenwartsgesellschaft stellen nur selten Muster zur Bewältigung der neuen Beziehungsformen zur Verfügung. In weiterer Folge kommt es dadurch vielfach zu Konflikten und diese verhindern trotz täglicher Interaktionen das Entstehen eines echten Wir-Gefühls. Da sich die traditionellen Ansichten hinsichtlich der solidarischen Verantwortung innerhalb von Familien durch einen Umzug nicht verändern und innerhalb der Wohngemeinschaft nur kleine Freundschaftsnetzwerke gebildet werden, bleibt die Herkunftsfamilie nach wie vor die wichtigste Quelle emotionaler aber auch praktischer Unterstützung für den/die einzelne BewohnerIn.

10 **Schlusswort**

Die gesellschaftlichen und individuellen Rahmenbedingungen, die das Alt-Sein in unserer Gesellschaft gestalten, sind in Veränderung begriffen. Die demografische Entwicklung umfasst beispielsweise den Anstieg der Gesamtzahl der Älteren und die steigende Lebenserwartung lässt auch die Zahl derer, die an Betreuung und Pflege bedürfen in Zukunft stark zunehmen. Zusätzlich nimmt die Zahl der alleinlebenden Älteren zu und gleichzeitig kommt es zu einem Rückgang des (vor allem weiblichen) Unterstützungspotentials innerhalb der Familie. Darüber hinaus zeichnet sich bereits heute eine Abkehr von traditionellen Altersbildern ab: immer mehr ältere und alte Menschen lehnen etwa eine Abhängigkeit von ihren Kindern ab und äußern den Wunsch nach Selbständigkeit und das auch bei gesundheitlicher Beeinträchtigung. So weit in aller Kürze nur einige Faktoren, die bereits heute das Entstehen neuer Wohn- und Betreuungsformen abseits traditioneller Lösungen begünstigen.

Im Theorieteil dieser Arbeit bildete die Bezeichnung „betreute SeniorInnen-Wohngemeinschaft“ den Ausgangspunkt für die gesonderte Betrachtung einzelner (in den Wortteilen enthaltener) Lebensbereiche in ihren (Veränderungs-)Bedingungen und ihrer Bedeutung für alte Menschen. Zusätzlich galt es, die (statistische) "Normalität" darzustellen. Ziel dieses Abschnittes war es, mögliche Problemsituationen darzustellen und anhand der „Normalitätsfolie“ die Besonderheit der gemeinschaftlichen Wohnform der Wohngemeinschaft zu veranschaulichen. Insgesamt konnte dabei die hohe Bedeutung des (in erster Linie familiären) sozialen Netzwerkes einer Person für die soziale Integration zum Einen und zusätzlich auch für das Sicherstellen von Unterstützungsleistungen, die auch in die Bereiche Wohnen und Betreuungs- bzw. Pflegebedürftigkeit hineinreichen, festgestellt werden. Vor allem wenn gesundheitliche Einbußen auftreten, werden die Anforderungen an die räumliche und soziale Umwelt besonders hoch: eine mangelhafte räumliche Umgebung und bzw. oder das Fehlen (inklusive einer Nicht-Verfügbarkeit) von Unterstützungspersonen können sehr schnell dazu führen, dass eine Person ihr Eigenheim aufgeben und in eine institutionelle Einrichtung ziehen muss und zwar selbst dann, wenn dies aufgrund einzelner Faktoren noch gar nicht nötig wäre. Und genau hier setzt das Konzept der betreuten Wohngemeinschaft an.

Die Entstehung von Wohngemeinschaften selbst lässt sich grundsätzlich bereits vor die so genannte Kommunebewegung der 68iger Jahre zurückverfolgen, dabei waren es in erster Linie Notsituationen, die Menschen zur gemeinschaftlichen Haushaltsführung veranlassten.

Ältere Menschen verfügen zwar häufig über ein abschreckendes Bild von institutionellen Pflegeeinrichtungen, aber nach Pirhofer wird auch die Wohngemeinschaft häufig als Zwangsgemeinschaft aufgefasst und mit Einschränkung, Mangel und Enge assoziiert (vgl. Pirhofer 1989: 166). Nichts desto trotz adestieren Studien bereits heute eine höhere Umzugsbereitschaft von älteren Menschen, die allerdings von der Attraktivität alternativer Wohn- und Betreuungsformen abhängig ist. Dementsprechend kann in der Zukunft möglicherweise eine höhere Akzeptanz auch für Wohngemeinschaften erwartet werden: so wurde etwa in der Marktforschungsstudie „vorBauen“ ein statistisch signifikanter Zusammenhang zwischen dem Alter und der Akzeptanz einer Wohngemeinschaft festgestellt, die zudem bei Frauen (ebenfalls statistisch signifikant) größer ist (vgl. Werani 2006). Die Art der Studie lässt erkennen, dass das Alterswohnen und die –betreuung zunehmend den Status eines Marktes gewinnen.

Gegenwärtig obliegen die Organisation und Betreibung betreuter Formen von Wohngemeinschaften hauptsächlich großen Hilfsorganisationen. In Wien stellten beispielsweise zwei große Organisationen im ersten Halbjahr 2008 insgesamt 214 Plätze zur Verfügung (Fond Soziales Wien, Stabstelle Dokumentation, Stand 06.2008). Nach der offiziellen Selbstdarstellung eines Betreibers richtet sich diese Wohn- und Betreuungsform an Menschen, die „nicht mehr allein wohnen können oder wollen“, dabei wird unter den Aufnahmevoraussetzungen auch eine wesentliche Voraussetzung genannt, nämlich der „Wunsch in einer Gemeinschaft zu leben“ (www.hilfswerk.at). Auf diese Gemeinschaft konzentriert sich auch die vorliegende Arbeit. Um das Potential der Gemeinschaft zu erfassen, wurden dabei in Form einer qualitativen Netzwerkanalyse die Beziehungen einzelner BewohnerInnen einer betreuten Wohngemeinschaft erfasst. Dabei sollten die Netzwerkstrategie, also der Beziehungsaufbau und –erhalt, die Netzwerkstrukturen, womit die Gestaltung der Beziehungen gemeint ist, die Netzwerkfähigkeit, die die Bedeutung der Beziehungen umfasst und schlussendlich die Netzwerkeffekte, das sind die Auswirkungen auf das restliche Beziehungsgefüge, beschrieben und analysiert werden. Ein weiteres Ziel war es, die Wechselwirkung wesentlicher struktureller Bedingungen, ebenso wie die subjektive Sichtweise der BewohnerInnen zu erfassen und letztendlich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen den Gelegenheitsstrukturen, die aus den verfügbaren Personen, der räumlichen Nähe und dem dauerhaft angelegten Zusammenleben bestehen, also den zwischen potentiellen und tatsächlichen Interaktionen zu stellen. Auf die übergeordnete Fragestellung „neue Familie im Alter?“ wurde am Ende der Arbeit eine Antwort gesucht und ein Vergleich zwischen den beiden Primärgruppen „Familie“ und „Wohngemeinschaft“ angestellt.

Was sind nun die wesentlichen Ergebnisse der Betrachtung der zuvor angeführten Netzwerkaspekte und Strukturmerkmale? Hinsichtlich der Möglichkeiten eines Beziehungsaufbaus kann festgehalten werden, dass die Wohngemeinschaft grundsätzlich die Möglichkeit einer Erweiterung des sozialen Netzwerks einer Person bietet. Die einzelnen Personen unterscheiden sich allerdings in ihren Bemühungen um den Aufbau von sozialen Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft. Hier konnte eine biografisch erworbene Orientierung ausgemacht werden. Die strukturellen Bedingungen in der Wohngemeinschaft führen natürlich grundsätzlich zu Interaktionen und schlussendlich auch Beziehungen. Allerdings sind diese nicht ausschließlich positiver Natur! Während einzelne Sozialbeziehungen zu Personen im nächsten räumlichen Umfeld innerhalb der Wohngemeinschaft häufig konfliktbehaftet sind, haben wohngemeinschaftsübergreifende Kontakte (im gegenständlichen Fall befanden sich drei WGs in einem Haus) das größere Potential einer positiven Beziehung. Für den Beziehungsaufbau und -erhalt stellte sich das im Haus angebotene Veranstaltungsprogramm als bedeutender Anknüpfungsort heraus. Diese Zusammenkünfte bieten nämlich die Gelegenheit, soziale Kontakte nach eigener Wahl zu knüpfen und zu intensivieren. Dies entspricht grundsätzlich dem Beziehungsmuster von Freundschaften. Allerdings fassen nicht alle BewohnerInnen die entstandenen Beziehungen als Freundschaften auf. Für die Entstehung und Gestaltung der Beziehungen spielen die Strukturdaten Raum und Zeit eine wichtige Rolle: innerhalb einer Wohngemeinschaft selbst besteht die besondere Schwierigkeit darin, auf engstem Raum mit differierenden Rollenbildern und –auffassungen konfrontiert zu sein und zudem wirkt ein als abweichend wahrgenommenes Verhalten direkt in die eigene Lebensführung ein. Zusätzlich ist auch eine Vermeidung – beispielsweise einer Konfliktursache (räumlich wie zeitlich) nur schwer möglich. Auch der Austausch von Hilfeleistungen scheint von den BewohnerInnen unter dem Aspekt der Freundschaft betrachtet zu werden. D.h. die bestimmenden Faktoren für wechselseitige Unterstützung sind die Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit dieser, wie im Gegenzug unfreiwillig erbrachte oder auch mit Undank versehene Unterstützungsleistungen ein massives Konfliktpotential beinhalten. Am ehesten können somit die Alltagsinteraktion und die Geselligkeit, aber auch bewertungsbezogene Unterstützung als unter den Wohngemeinschaftsmitgliedern ausgetauschte Leistungen gesehen werden.

Insgesamt konnte auch festgestellt werden, dass die Einstellungen bzw. Erwartungen einer Person hinsichtlich einer hierarchischen Solidaritätsverpflichtung, trotz des Einzugs in eine betreute Wohngemeinschaft erhalten bleiben. Dass heißt, die Personen wenden sich nach wie vor mit persönlichen Anliegen an ihre Familie, sofern sie das auch vor dem Einzug gemacht haben. Der Einzug in einer Wohngemeinschaft erweitert allerdings das egozentrische Netz-

werk der einzelnen BewohnerInnen. Die traditionelle Hierarchie an Netzwerkpersonen, in der die Familie den wichtigsten Teil ausmacht, bleibt jedoch trotz des Einzuges unbeeinflusst.

Für den abschließend vorgenommenen Vergleich zwischen den beiden Primärgruppenformen Familie und Wohn-Gemeinschaft lässt sich zusammenfassend festhalten, dass die augenscheinlichste Gemeinsamkeit, nämlich die gemeinsame Haushaltsführung auch die stärkste Gemeinsamkeit ausmacht, wenn man nur die „traditionelle Kleinfamilie“ als Vergleich heranzieht. Starke Gegensätze ergeben sich nämlich daraus, dass in einer Wohngemeinschaft keine vordefinierten Beziehungsmuster und Rollenbilder bestehen, weshalb die einzelnen Beziehungen einzeln ausgehandelt werden müssen. Ähnliches gilt auch für wechselseitige Unterstützungsleistungen, Arbeitsteilung und Konfliktbewältigung. Weit mehr Gemeinsamkeit gibt es hingegen mit den so genannten „neuen“ Familienformen. Denn auch diese bewegen sich weg von starren Rollen-, Beziehungs- und Machstrukturen hin zu flexibleren Beziehungsmodellen. Allerdings kann die Enge familiärer Beziehungen und auch die (nicht zuletzt durch) Solidaritätsnormen gesicherte umfassende Unterstützungen nicht für die Gemeinschaft innerhalb der Wohngemeinschaft festgestellt werden.

An dieser Stelle einer Arbeit, wie sie hier vorliegt, finden für gewöhnlich Empfehlungen auf Grundlage der empirischen Daten ihren Platz. Darauf soll an dieser Stelle verzichtet werden. Der Leser möge bitte selbst Rückschlüsse auf Chancen und Risiken sowie Verbesserungspotentiale für das Konzept „betreute Wohngemeinschaft“ auf Grundlage der Darstellungen, die auf empirischen Daten beruhen, ziehen. Als Soziologin habe ich wenig Einblick in Konzepte der Sozialarbeit, die das Alterswohnen und die Altenbetreuung betreffen, weshalb ich auch auf derart Vorschläge verzichten möchte.

Grundsätzlich wären natürlich weitere, ähnlich angelegte Erhebungen hilfreich, um die Ergebnisse abzusichern und einer größeren Verallgemeinerung zuführen zu können. Daneben würden Studien zu anderen „neuen“ Wohn- und Betreuungsformen auch Vergleichsmöglichkeiten schaffen, um das Potential aber auch die Schwächen der einzelnen Konzepte besser einschätzen zu können.

Nichtsdestotrotz ist für eine Vielzahl verschiedener Formen des Altenwohnens und der Altenbetreuung zu plädieren. Denn auch die Lebensentwürfe und -stile, Wertvorstellungen, Interessen, Bedürfnisse und Wünsche aber auch Lebenslagen älterer und alter Menschen sind vielfältig und pluralisieren und differenzieren sich auch weiterhin aus.

Literaturverzeichnis

- *Abbeyfield*. <http://www.abbeyfield.com>, 28.05.2008.
- Amann, Anton; Kolland, Franz (Hg.), 2008: *Das erzwungene Paradies des Alters? Fragen an eine kritische Gerontologie*. Wiesbaden: VS / GWV.
- Amann, Anton, 2004: *Die großen Alterslügen. Generationenkrieg - Pflegechaos - Fortschrittsbremse?* Wien: Böhlau Verlag.
- Amrhein, Ludwig, 2005: *Stationäre Altenpflege im Fokus von Machtbeziehungen und sozialen Konflikten*. In: Schröter, Klaus R.; Rosenthal, Thomas (Hg.): *Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa, S. 405 – 426.
- Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang, 2003: *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*. 2. Überarbeitete u. erweiterte Auflage, Weinheim, München: Juventa.
- Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang, 1998: *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*. Weinheim, München: Juventa.
- Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (Hg.), 2000: *Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen*. Reihe Alter(n) und Gesellschaft. Band 1. Opladen: Leske und Budrich.
- Backes, Gertrud (Hg.), 2000: *Soziologie und Alter(n): neue Konzepte für Forschung und Theorieentwicklung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Badelt, Christoph; Leichsenring, Kai, 2000: *Versorgung, Betreuung, Pflege*. In: *Seniorenbericht 2000 – Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich*. Wien: BMSG. S. 408 - 453
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, 2000: *Was kommt nach der Familie? : Einblicke in neue Lebensformen*. 2. Durchgesehene Aufl, München: Beck.
- Bergmann, Jörg R., 1987: *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bernardi, Laura; Keim, Sylvia; von der Lippe, Holger, 2006: *Freunde, Familie und das eigene Leben. Zum Einfluss sozialer Netzwerke auf die Lebens- und Familienplanung junger Erwachsener in Lübeck und Rostock*. In: Hollstein, Betina; Staus, Florian (Hg.): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage. S. 359 – 390.
- Blinkert, Baldo, 2005: *Pflege und soziale Ungleichheit – Pflege und „soziale Milieus“*. In: Schröter, Klaus R.; Rosenthal, Thomas (Hg.): *Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa. S. 141 – 156
- Bode, Christina; Dittmann-Kohli, Freya; Westerhof, Gerben J., 1999: *Die zweite Lebenshälfte – Psychologische Perspektiven. Ergebnisse des Alters-Survey*. Nijmegen: Universität Nijmegen.
- Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hg.): 2005. *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bonacker, Thorsten, 1996: *Konflikttheorien. Eine sozialwissenschaftliche Einführung mit Quellen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bourdieu, Pierre, 1983: *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co. S.183-198.
- *Bundespflegegeld*
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/sozialeleistungen_auf_bundesebene/bundespflegegeld/index.html, 30.09.2008
- Fond Soziales Wien. Informationen und Adressen betreuer Wohngemeinschaften in Wien.
http://pflege.fsw.at/wohnformen_fuer_pflegebeduerftige/seniorenwg/seniorenwg_adressen.html, 13.12.2008
- Cicourel, Aaron V., 1974: *Methode und Messung in der Soziologie*. 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Cooley, Chares H., 1963 (1909): *Social organization. A study of larger mind*. 2nd edition. New York: Schocken Books
- Dahrendorf, R , 1961: *Homo sociologicus*. 3. Auflage. Köln: Opladen.
- Diaz-Bone, Rainer, 2007: *Gibt es eine qualitative Netzwerkanalyse?* Forum Qualitative Sozialforschung. Volume 8, No. 1, Art. 28 – Januar 2007.
<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/224/493>, 15.10.2008
- Diaz-Bone, Rainer, 1997: *Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiale Beziehungssysteme*. Wiesbaden: DUV.
- Diekmann, Andreas, 2003: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Verlag
- Diewald, Martin, 1991: *Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken*. Berlin: Edition Sigma.
- Düx, Holger, 1997: *Lebenswelten von Menschen in einem Alten- und Pflegeheim. Eine qualitative Untersuchung mit heuristischen Methoden*. 125. Köln: Kuratorium Deutsche Altenhilfe.
- *Einkommen, Armut und Lebensbedingungen 2006*, Ergebnisse aus EU-SILC 2006
http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/soziales/armut_und_soziale_eingliederung/publdetail?id=152&listid=152&detail=459, 30.09.2008
- Endruweit, Günter (Hg.), 1993: *Moderne Theorien der Soziologie : strukturell-funktionale Theorie, Konflikttheorie, Verhaltenstheorie. Ein Lehrbuch*. Stuttgart: Enke.
- *Familien- und Haushaltsstatistik 2007*. Statistik Austria:
http://www.statistik.at/web_de/dynamic/services/publikationen/2/publdetail?id=2&listid=2&detail=468
13.12.2008
- Feuerstein, Christine; Havel, Margarete, 2000: *Wohnformen im Alter*. In: *Seniorenbericht 2000 – Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich*. Wien: BMSG.
- Fischer, Claude, 1982: *To Dwell Among Friends. Personal Networks in Town and City*. Chicago; The University Press of Chicago.
- Flade, Antje, 2006: *Wohnen psychologisch betrachtet*. 2. Auflage. Bern: Verlag Hans Huber.
- Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines, (Hg.), 2007: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Verlag
- Fookan, Insa (1999): *Intimität auf Abstand. Familienbeziehungen und soziale Netzwerke*. In: Niederfranke, Anette; Naegele, Gerhard; Frahm, Eckhart (Hg.): *Funkkolleg Altern 2. Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 209-243.
- Gießen, Bernhard, 1993: *Die Konflikttheorie*. In: Endruweit, Günter (Hg.): *Moderne Theorien der Soziologie : strukturell-funktionale Theorie, Konflikttheorie, Verhaltenstheorie. Ein Lehrbuch*. Stuttgart: Enke. S. 87 – 134.
- Gläser, Jochen; Laudel, Grit, 2006: *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Goffman, Erving 1973: *Asyle – Über die soziale Situation psychiatrischer. Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Görres, Stefan; Friesacher, Heiner, 2005: *Der Beitrag der Soziologie für die Pflegewissenschaft, Pflegetheorien und Pflegemodelle*. In: Schröter, Klaus R.; Rosenthal, Thomas (Hg.): *Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa, S. 33 – 50.
- Göttinger Alten-Wohngemeinschaft:
http://www.freialtenarbeitgoettingen.de/start/zzz_externer_links_frames.htm, 20.8.2008
- Häußermann, Hartmut, Siebel, Walter, 2000: *Neue Haushalte – Wohnformen zwischen Individualisierung und Vergemeinschaftung. Neue Lebensstile – neue Haushaltstypen*. In: *Neue Wohnformen*. Hg.: Wüstenrot Stiftung. Stuttgart.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter, 1991: *Soziologie des Wohnens. Ein Grundriß*. In: Häußermann, Hartmut; Ipsen, Detlev; Krämer-Badoni, Thomas; Läßle, Dieter; Rodenstein, Marianne; Siebel, Walter, (Hg.): *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 69-116.

- Heinze, Rolf G.; Eichener, Volker; Naegele, Gerhard; Bucksteeg, Mathias; Schauerte, Martin, 1997: *Neue Wohnung auch im Alter. Folgerungen aus dem demographischen Wandel für die Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft*. Darmstadt: Schader-Stiftung.
- Hollstein, Betina; Staus, Florian (Hg.), 2006: *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage.
- Hollstein, Betina, 2006: *Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse – ein Widerspruch?* In: Hollstein, Betina / Staus, Florian (Hg.): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage, S. 11 – 37.
- Hollstein, Betina, 2003: *Netzwerkveränderungen verstehen. Zur Integration von struktur- und akteurs-theoretischen Perspektiven*. In: Berliner Journal für Soziologie 13, Heft 2/2003, S. 153 – 175. http://www2.hu-berlin.de/sozpaed/hollstein/Hollstein_BJS_2003.pdf
- Hollstein, Betina, 2002: *Soziale Netzwerke nach der Verwitwung: eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen*. Opladen : Leske + Budrich.
- Hollstein, Betina, 2001: *Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke*. Opladen: Leske + Burdrich.
- Höpflinger, Francois, 2006: *Soziale Beziehungen im Alter - Entwicklungen und Problemfelder*. <http://www.hoepflinger.com/fhtop/Soziale-Kontakte.pdf>, 13.12.2008
- Höpflinger, Francois: *Bevölkerungssoziologie. Eine Einführung in bevölkerungssoziologische Ansätze und demographische Prozesse*. Weinheim, München: Juventa Verlag. 1997
- Hörl, Josef; Kytir, Josef, 2000: *Private Lebensformen und soziale Beziehungen älterer Menschen*. In: *Seniorenbericht 2000 – Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich*. BMSG. S. 52 – 105.
- Hillmann, Karl-Heinz, 1994: *Wörterbuch der Soziologie*. 4. Auflage, Stuttgart: Kröner.
- Hondrich, Karl Otto; Koch-Arzberger, Claudia, 1992: *Solidarität in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Fischer.
- *Indikatoren zu Eheschließungen und Ehescheidungen*
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/demographische_masszahlen/demographische_indikatoren/index.html, 30.09.2008
- Jansen, Dorothea, 2006: *Einführung in die Netzwerkanalyse: Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele*. 3. Überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kahn, Robert L.; Antonucci, Toni C, 1980: *Convoys Over the Life Course: Attachment, Roles, and Social Support*. In: Baltes, Paul B.; Brim, Orville G., Jr. (Hg.): *Life-Span Development and Behavior: Vol. 3*, New York: Academic Press, S. 253-86.
- Kelle, Udo; Niggemann, Christiane; Metje, Brigitte, 2008: *Datenerhebung in totalen Institutionen als Forschungsgegenstand einer kritischen gerontologischen Sozialforschung*. In: Amann, Anton; Kolland, Franz (Hg.): *Das erzwungene Paradies des Alters? Fragen an eine kritische Gerontologie*. Wiesbaden: VS / GWV. S. 163 – 193.
- Kelle, Udo, 2000: *Pluralität und Kontingenz sozialer Ordnungen im Alter: Konsequenzen für Theoriebildung und Sozialforschung in der Alter(n)ssoziologie*. In: Backes, M. Gertrud (Hg.): *Soziologie und Alter(n). Neue Konzepte für Forschung und Theorieentwicklung*. Reihe Alter(n) und Gesellschaft Band 2. Opladen: Leske + Budrich. S. 175 – 192.
- *Kijiji Österreich* (Online-Kleinanzeigenmarkt): <http://oesterreich.kijiji.at>, Zugriff am 20.09.2008
- King, Imogene Martina, 1971: *Toward a theory for nursing: General concepts of human behavior*. New York: John Wiley & Sons.
- Knesebeck, von dem Olaf, 1998: *Subjektive Gesundheit im Alter: Soziale, psychische und somatische Einflüsse*. Münster: LIT.
- Knoke, David; Kuklinski, James .H., 1982: *Network Analysis. Quantitative Applications in the social sciences*. Newbury Park/London/New Dehli: Sage.
- Klimont, Jeannette; Kytir, Josef; Leitner, Barbara, 2007: *Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007. Hauptergebnisse und methodische Dokumentation*. <http://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/groups/b/documents/webobj/029865.pdf> , 26. 9.2008

- Koch-Straube, Ursula, 2005: *Lebenswelt Pflegeheim*. In: Schröter, Klaus R.; Rosenthal, Thomas (Hg.): *Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa, S. 211 – 226.
- Kohli, Martin / Künemund, Harald (Hg.), 2005: *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. 2., erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kohli, Martin; Künemund, Harald; Motel, Andreas; Szydlik, Marc, 2000: *Generationenbeziehungen*. In: Kohli, Martin / Künemund, Harald (Hg.): *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Band 1. Opladen: Leske + Budrich, . 176 – 207.
- Kolland, Franz, 2000: *Kultur des Alters und Altersbilder*. In: *Seniorenbericht - Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich*. Wien: BMSG. S. 532 – 585.
<http://www.bmsk.gv.at/cms/site/liste.html?channel=CH0166>
- Korczak, Dieter, 1979: *Neue Formen des Zusammenlebens*. Frankfurt: Fischer.
- Kremer-Preiß, Ursula; Stolarz, Holger, 2003: *Neue Wohnkonzepte für das Alter und praktische Erfahrungen bei der Umsetzung. Eine Bestandsanalyse. Zwischenbericht im Rahmen des Projektes „Leben und Wohnen im Alter“ der Bertelsmann Stiftung und des Kuratoriums Deutsche Altershilfe*. Köln: KDA.
- Kruse, Andreas, 2004. In: *Modellprogramm. „Selbstbestimmt wohnen im Alter.“ Kurzfassung und Ausblick*. Berlin Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Künemund, Harald; Hollstein, Betina, 2000: *Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke*. In: Kohli, Martin / Künemund, Harald (Hg.): *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Band 1. Opladen: Leske + Budrich, S. 213 – 276.
- Kytir, Josef; Münz, Rainer, 2000: Demografische Rahmenbedingungen: die alternde Gesellschaft und das älter werdende Individuum. In: *Seniorenbericht 2000 – Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich*. BMSG. S. 22 – 51
- Lamnek, Siegfried, 2005: *Qualitative Sozialforschung. Ein Lehrbuch* (4. Auflage). Weinheim: Beltz/PVU.
- Lehr, Ursula, 2000: *Alte Menschen und ihre Familien*. In: Amann, Anton (Hg.): *Kurswechsel für das Alter*. Wien; Köln; Weimar: Böhlau. S. 145 – 161.
- Lehr, Ursula, 1996: *Psychologie des Alterns*. 8. Auflage. Wiesbaden: Quelle und Meyer.
- Litwak 1985, Messeri et al. 1993
- Lüscher, Kurt; Pillemer, Karl, 1998: *Intergenerational ambivalence: A new approach to the study of parent-child relations in later life*. In: *Journal of Marriage and the Family*, 60: S. 413-425.
- Majce, Gerhard, 2003: *Generationenbeziehungen: Eine Chance für die Zukunft*. In: Rosenmayr, Leopold / Böhmer, Franz (Hg.): *Hoffnung Alter. Forschung, Theorie, Praxis*. Wien: WUV Universitätsverlag.
- Majce, Gerhard, 2000: *Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse*. In: *Seniorenbericht 2000 – Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich*. 2000. S. 106 – 161.
- Mayer, Karl; Baltes, Ulrich, (Hg.) 1996: *Die Berliner Altersstudie*. Berlin: Akademie Verlag
- Minnemann, Elisabeth, 1994: *Die Bedeutung sozialer Beziehungen für Lebenszufriedenheit im Alter*. Regensburg: Roderer.
- Moser, Peter; Bständig, Gerhard; Czasny, Karl; Hajek, Jürgen, 2005: *Wandel der Wohnsituation von Seniorinnen und Senioren in Wien. Endbericht - Dezember 2005*. Stadt+Regionalforschung GmbH http://www.wohnbauforschung.at/Downloads/Wohnsituation_Senioren_Moser_LF.pdf
- Motel-Klingebiel, Andreas; Künemund, Harald; Bode, Christina, 2005: *Wohnen und Wohnumfeld*. In: Kohli, Martin; Künemund, Harald (Hg.): *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. 2., erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, S. 125 – 175.
- Nave-Herz, Rosemarie, 2004: *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und Befunde*. Weinheim/München: Juventa.

- Nave-Herz, Rosemarie, 1997: *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. Darmstadt: Primus.
- Nestmann, Frank, 1988: *Die alltäglichen Helfer. Theorien sozialer Unterstützung und eine Untersuchung alltäglicher Helfer aus vier Dienstleistungsberufen*. Berlin; New York: de Gruyter.
- Niederfranke, Annette; Naegele, Gerhard; Frahm, Eckart (Hg.), 1999: *Funkkolleg Altern 1. Die vielen Gesichter des Alterns*. Band 1, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Niederfranke, Annette; Naegele, Gerhard; Frahm, Eckart (Hg.), 1999: *Funkkolleg Altern 2. Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Absicherung und Altenpolitik*. Band 2, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Pappi, Franz Urban, 1987: *Methoden der Netzwerkanalyse*. München: Odenbourg.
- Peuckert, Rüdiger, 2005: *Familienformen im sozialen Wandel*. 6. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Prahl, Hans-Werner; Schroeter, Klaus R., 1996: *Soziologie des Alterns: eine Einführung*. Stuttgart: UTB.
- Pirhofer, Gottfried; Plöckinger, Kurt, 1989: *Die Wege des Alters: städtische Lebensweisen in den späten Jahren*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Richter, Rudolf, 1999: *Zur Lage und Entwicklung von Familie in Österreich. Ein (soziologisches) Resümee zum Familienbericht*. In: *Österreichischer Familienbericht*, Hrsg. vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, Graz: Styria Verl., S. 783 – 797. <http://www.bmgfj.gv.at/cms/site/standard.html?channel=CH0566&doc=CMS1056617560208>, 13.12.2008
- Rosenmayr, Leopold, 1990: *Die Kräfte des Alters*. Wien: Atelier Verlag
- Rückert, Willi, 1997: *Von Mensch zu Mensch. Hilfe und Pflege im Alter*. In Niederfranke, Anette; Naegele, Gerhard; Frahm (Hg.): *Funkkolleg Altern*. Band 2, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 399-433.
- Schader Stiftung: Wohnen im Alter.
Wohnformen im Alter / Betreutes Wohnen
http://www.schader-stiftung.de/wohn_wandel/999.php, 31.01.2009
- Schuhmacher, Jürgen; Stiehr, Karin, 2000: *Wohnen älterer Menschen in Frankfurt am Main. Bestandsaufnahme und Diskussion von Zukunftsperspektiven*. Frankfurt am Main: Institut für soziale Infrastruktur. http://www.inbas-sozialforschung.de/download/wohnen_aelterer_menschen_frankfurt.pdf, 13.12.2008
- Saup, Winfried; Reichert, Monika, 1999: *Die Kreise werden enger: Wohnen und Alltag im Alter*. In: Niederfranke, Anette; Naegele, Gerhard: *Funkkolleg Altern 2*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 245 – 286.
- Saup, Winfried, 1993: *Alter und Umwelt: Eine Einführung in die Ökologische Gerontologie*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Schachtner Christel, 1989: *Alt werden in einer Wohngemeinschaft*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Schröter, Klaus R.; Rosenthal, Thomas (Hg.), 2005: *Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa.
- Schröter, Klaus R, 2003: „Differenzierte Freundschaft“ als neue Form moderner Vergemeinschaftung. In: Götsch, Silke (u.a.) (Hg.): *Kieler Blätter zur Volkskunde*. 35/2003. S. 23 - 43
- Scott, John, 1991: *Social network analysis. A handbook*. London: Sage.
- Schmidt, Christiane, 2007: *Analyse von Leitfadeninterviews*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines, (Hg.), 2007: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Verlag. S. 447 – 455.
- Schmidt, Ulrich: *Wahlfamilie: die "Wohngemeinschaft Jung und Alt" - ein Modell für das Wohnen von morgen*. Zürich: Kreuz-Verlag. 1990
- Schüle, Johann August, 1983: *Konstitution und Dynamik „offener“ Primärgruppen. Zur Situation von Wohngemeinschaften*. In: Neidhardt, Friedhelm (Hg.): *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*. Sonderheft 25 der "Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie". Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 391-419.

- Schulz, Wolfgang; Strodl, Robert; Lang, Gert, 2005: *Alter und Lebensqualität - eine methodologische Diskussion zum Stellenwert der "Variable" Alter*. In: Aman, Anton; Majce, Gerhard (Hg.): *Soziologie in interdisziplinären Netzwerken*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag, S. 211 – 223.
- Schütze, Yvonne, 1997: *Generationenbeziehungen: Familie, Freunde und Bekannte*. In: Krappmann, Lothar; Lepenies, Annette: *Alt und Jung. Spannung und Solidarität zwischen den Generationen*. Frankfurt/Main; New York: Campus Verlag.
- *Seniorenbericht 2000 - Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich*. 2000 *Älter werden in Österreich*. 1999 Wien: BMSG.
<http://www.bmsk.gv.at/cms/site/liste.html?channel=CH0166>
- Simmel, Georg 1992 (1908): *Der Streit*. (Auszug). In: Bonacker, Thorsten, 1996: *Konflikttheorien. Eine sozialwissenschaftliche Einführung mit Quellen*. Opladen: Leske + Budrich. S. 240 – 262.
- Simmel, Georg 1989 (1900): *Philosophie des Geldes*. Hg: Frisby, David; Köhnke, Klaus C., Gesamtausgabe Band 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Spiegel, Erika, 1986: *Neue Haushaltstypen: Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- u. Standortverhältnisse*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Steinke, Ines 2007: *Gütekriterien qualitativer Forschung*. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines, (Hg.), 2007: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Verlag. S. 319 – 331.
- Strassmann, Burkhard, 2005: *Alters Heim. Gemeinsames wohnen – das wollen viele Senioren. Wie kann das gut gehen? Fünf Hausbesuche*. In: DIE ZEIT, 17.11.2005, Nr. 47.
<http://Zeus.zeit.de/text/2005/47/Alten-WGs>, 16.05.2008.
- *Statistisches Jahrbuch 2008*.
http://www.statistik.at/web_de/services/stat_jahrbuch/index.html, 13.12.2008
- Straus, Florian, 2006: *Entwicklungslabor qualitative Netzwerkforschung*. In: Hollstein, Betina; Staus, Florian (Hg.): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage. 2006. S. 481 - 494.
- Straus, Florian, 2002: *Netzwerkanalysen. Gemeindefpsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Strübing, Jörg, 2008: *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS / GWV.
- Sydlik, Marc, 2000: *Lebenslange Solidarität. Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. In: Kohli, Martin: *Lebenslauf – Alter – Generation*. Band 2. Opladen: Leske + Budrich.
- Unger, Martin; Wroblewski, Angela, 2006: *Studierenden Sozialerhebung 2006. Bericht zur Lage der Studierenden*. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung. Wien: Institut für höhere Studien.
http://ww2.sozialerhebung.at/Ergebnisse/PDF/Studierenden_Sozialerhebung_2006.pdf
- *Volkszählung 2001*
http://www.statistik.at/web_de/dynamic/services/publikationen/2/publdetail?id=2&listid=2&detail=30, 13.12.2008
- Wagner, Michael; Wolf, Christof, 2001: *Altern, Familie und soziales Netzwerk*. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 4. Jahrg., Heft 4/2001, S. 529 – 554.
- Wagner, Michael; Schütze, Yvonne; Lang, Frieder, 1996: *Soziale Beziehungen alter Menschen*. In: Mayer, Karl; Baltes, Ulrich, (Hg.): *Die Berliner Altersstudie*. Berlin: Akademieverlag, S. 301 – 319.
- Weber, Max, 1980: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Besorgt von Johannes Winckelmann. 5., rev. Aufl., Studienausg., Tübingen: Mohr.
- Weeber, Rotraut; Wölfe, Gunther; Rösner, Verena, 2001: *Gemeinschaftliches Wohnen im Alter*. Stuttgart: Fraunhofer Verlag.
- Wehrli-Schindler, Brigit, 1997: *Wohnen im Alter: zwischen Zuhause und Heim: braucht es neue Wohnformen für Betagte?* Zürich: Seismo-Verl., Sozialwiss. und Gesellschaftsfragen.
- Weltzien, Dörte, 2004: *Neue Konzeptionen für das Wohnen im Alter. Handlungsspielräume und Wirkungsgefüge*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

- Werani, Thomas 2006: *Marktforschungsstudie vorBAUEN. Wie möchten 40 - 50 Jährige und 60 50 Jährige und 60 - 70 Jährige im Alter wohnen?* Unveröffentlichte Präsentationsunterlagen. Linz: Institut für Handel, Absatz und Marketing der Kepler Universität.
- Wiener Hilfswerk: *Betreute SeniorInnen-Wohngemeinschaft*. <http://wien.hilfswerk.at/b1987m817>, 13.12.2008
- *Wiener Seniorengesundheitsbericht 1997*. Erstellt durch das Wiener Institut für sozialwissenschaftliche Dokumentation und Methodik – WISDOM. Wien: Magistratsabteilung 15/Gesundheitswesen.
- Wilk, Liselotte, 1999: *Großeltern-Enkel-Beziehungen*. In: *Österreichischer Familienbericht*, Hrsg. vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, Graz: Styria Verl., S. 253 – 261.
- Witzel, Andreas, 2000: *Das problemzentrierte Interview*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Volume 1, Nr. 1, Art. 22 – Januar 2000
<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>
- Zartler, Ulrike; Wilk, Liselotte; Beham, Marina, 1999: *Partner und Familienbeziehungen*. In: *Österreichischer Familienbericht*, Hrsg. vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie, Graz: Styria Verl., S. 207 – 262.
<http://www.bmgfj.gv.at/cms/site/attachments/6/3/4/CH0566/CMS1056617560208/band-1-teil2.pdf>
- Zeman, Peter, 2005: *Pflege in familialer Lebenswelt*. In: Schröter, Klaus R.; Rosenthal, Thomas (Hg.): *Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven*. Weinheim/München: Juventa, S. 247 - 262

Anhang A: Zusammenfassung

„Neue Familie im Alter?“ So lautet die übergeordnete Fragestellung dieser Arbeit. Diese Frage zielt darauf ab, das persönliche soziale Netzwerk einzelner BewohnerInnen einer betreuten Wohngemeinschaft im Allgemeinen und die Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft im Besonderen zu beschreiben und zu analysieren. Die abschließende Zielsetzung ist der Vergleich mit der "herkömmlichen" Familie um daraus Rückschlüsse auf die Qualität der Gemeinschaft ziehen zu können. Die empirische Erhebung erfolgte anhand leitfadengestützter Interviews und die Textprotokolle wurden vor allem hinsichtlich der folgenden netzwerkanalytischen Perspektiven hin ausgewertet: des Beziehungsaufbaus und -erhalts (Netzwerkstrategie), der Gestaltung der Beziehungen (Netzwerkstrukturen), der Bedeutung der Beziehungen (Netzwerkfähigkeit) und schlussendlich der Auswirkung auf das gesamte Beziehungsgefüge (Netzwerkeffekt). Aus diesem Perspektivenkanon geht bereits hervor, dass das Interesse einerseits auf die strukturellen Bedingungen und andererseits auf die Erfassung der subjektiven Sichtweise der AkteurInnen abzielte.

Inwiefern ist das Thema bzw. die Fragestellung(en) nun von Relevanz? Es sind die demografische Bedingungen wie auch die Pluralisierung und Differenzierung der Lebens- und Familienformen, die sich auf die Lebensbedingungen älterer Menschen auswirken. Immer mehr Älter leben allein, Tews spricht in diesem Zusammenhang beispielsweise von der Singularisierung des Alters (1993). Vor allem in Einzelhaushalten Lebende werden bis dato in erster Linie von ihrer Familie und hier vor allem von ihren Töchtern und Schwiegertöchtern unterstützt und betreut. Die Selbstverständlichkeit dieser Unterstützungsmöglichkeit ist bereits heute nicht mehr gegeben. Nicht immer sind Kinder vorhanden, in der Nähe oder auch nur nicht mehr in der Lage bzw. bereit, die umfassende Hilfeleistungen zur Verfügung zu stellen. Bedingungen, die dazu führten bzw. führen, dass sich verschiedene Wohn- und Betreuungsformen für ältere Menschen ausdifferenziert haben. Auch die betreute Wohngemeinschaft ist eine dieser seit etwa 20, 30 Jahren bestehenden neuen Wohn- und Betreuungsformen für ältere Menschen. Da die (Wohn-)Gemeinschaft das Besondere darin ausmacht, scheint eine nähere Betrachtung der Gemeinschaft nicht nur interessant sondern auch für die zukünftige Projektgestaltung relevant zu sein.

Anhang B:

LEBENS LAUF



Persönliche Angaben

Name: Andrea Koch
Adresse: Engerthstraße 207/4
1020 Wien
Geboren: 27.11.1975 in Graz

Aus- und Weiterbildung

- Volks- und Hauptschule Wies / Stmk. 1982 – 1990
- Handelsakademie Deutschlandsberg / Stmk. 1990 – 1996
- Universitätslehrgang für Export und Internationale Geschäftstätigkeit (2 Se.), Karl-Franzens Universität Graz 2001 – 2002
- Berufliche Weiterbildung:
 - Basiswissen Projektmanagement: 06/2001
 - Projektmanagement-Programm 2002
 - Englischkurs Herbst 2001
 - Seminar Verhandlungstechnik 06/2003
- Bakkalaureatsstudium Soziologie, KF-Universität Graz 10/2003 – 07/2006
Abschluss Bakk. rer. soc. oec. 13.10.2008
wichtigste Forschungserfahrung:
Forschungspraktikum „Berufssoziologie“, 2 Semester
Abschlussarbeit: „Beruf SoziologIn. Studium.Arbeit.Öffentlichkeit“
(Teilbereich „Soziologie und Öffentlichkeit“); www.uni-graz.at/sozwww_beruf_soziologin.pdf
- Magisterstudium Soziologie, Universität Wien 10/2006 – 03/2009
Abschluss Mag. phil.
wichtigste Forschungserfahrung:
Magisterarbeit: „Neue Familie im Alter? Eine qualitativ-netzwerkanalytische Betrachtung sozialer Beziehungen von BewohnerInnen betreuter Senioren-Wohngemeinschaften.“

Beruflicher Werdegang und Tätigkeiten

- diverse Ferialpraktika
- BP-Tankstelle Spieler, Frauental / Stmk. 09/1996 – 05/1997
Verkauf, Kassa, allgemeine Bürotätigkeit
- Übungsfirma Steinberg / Stmk. 06/1997 – 09/1997
- Austrian Energy & Environment , Graz
Kaufmännische Projektassistenz bzw. –leitung 10/1997 – 09/2003
- Wegweiser, Odilien-Institut, Graz
Kfm. Angestellte (Teilzeitbeschäftigt) 03/2004 – 07/2006
- YEAH! Marketing, 1060 Wien 09/2006 – 02/2008
Kfm. Angestellte (geringfügig beschäftigt)
- YIT Austria, Wien 03/2008 – derzeit
kaufmännische Projektleitung